



# DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

4. JAHRGANG  
JULI - SEPT. 1975



## INHALT

Pro archaeologia — Wanderausstellung der Bodendenkmalpflege	89
Dr. Georg Sigmund Graf Adelman, Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg	90
Heinrich Niester	
St. Achatius in Grünsfeldhausen	94
Rainer Christlein	
Ausgrabungen des frühmittelalterlichen Ortsgräberfeldes von Pleidelsheim, Kreis Ludwigsburg	101
Karl List	
Die Reichsabtei Schuttern	107
Hans Rolli	
Alte Glocken im Nordteil der Erzdiözese Freiburg	117
Walter Supper	
Orgeln — ein wichtiger Zweig der Denkmalpflege	122
Mitteilungen	125
Personalien	129

**Titelbild:** Goldene Scheibenfibel von Pleidelsheim, fränkisches Schmuckstück des 7. Jahrhunderts, mit 7,5 cm Durchmesser das größte und prächtigste seiner Art aus ganz Baden-Württemberg. Die 13,65 g schwere Schauseite ist aus Goldblech getrieben, mit überreichem, aufgelötetem Filigran überzogen und mit 186 Fassungen für Steineinlagen besetzt. Die Einlagen bestehen aus roten Almandinen, grünen und honiggelben Glasplättchen.

Zum Aufsatz Rainer Christlein: Ausgrabungen des frühmittelalterlichen Ortsgräberfeldes von Pleidelsheim, Kreis Ludwigsburg.

---

# PRO ARCHAEOLOGIA

## Wanderausstellung der Bodendenkmalpflege

Am 7. Juli wurde in Aalen die von der Bodendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 zusammengestellte Wanderausstellung PRO ARCHAEOLOGIA durch den baden-württembergischen Kultusminister Prof. Dr. Wilhelm Hahn eröffnet. Am Nachmittag übergab der Minister das restaurierte Limestor Dalkingen der Öffentlichkeit. In seinen beiden Reden bezeichnete er die Archäologie als Aufgabe eines Kulturstaates, weshalb die Landesregierung besonders im Europäischen Denkmalschutzjahr alle Maßnahmen zur Erhaltung des reichen kulturellen Erbes unseres Landes begrüße. Er freue sich besonders, betonte der Minister, daß die Bodendenkmalpflege eine Ausstellung vorbereitet habe, anhand derer die Probleme und die Aufgabenstellung, aber auch die Leistungen des Landes Baden-Württemberg auf diesem Gebiet dargestellt würden. Die Denkmalpflege sei, wie kaum ein anderer Verwaltungszweig, auf Verständnis und Resonanz in der Öffentlichkeit und bei den politisch Verantwortlichen angewiesen. In Baden-Württemberg gebe es erfreulicherweise eine überdurchschnittlich große Zahl von Laien, die sich für die Aufgaben der Bodendenkmalpflege interessieren. Der Kultusminister hob insbesondere die Arbeit hervor, die durch die Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern und durch den Förderkreis für die ur- und frühgeschichtliche Forschung in Baden geleistet werde. Im Namen der Landesregierung benützte er die Gelegenheit, für die vielfache Initiative der Kreise, Städte und Gemeinden, aber auch zahlreicher Privatleute im Lande zu danken, die die Bodendenkmalpflege nicht nur ideell, sondern oft auch erheblich finanziell unterstützen.

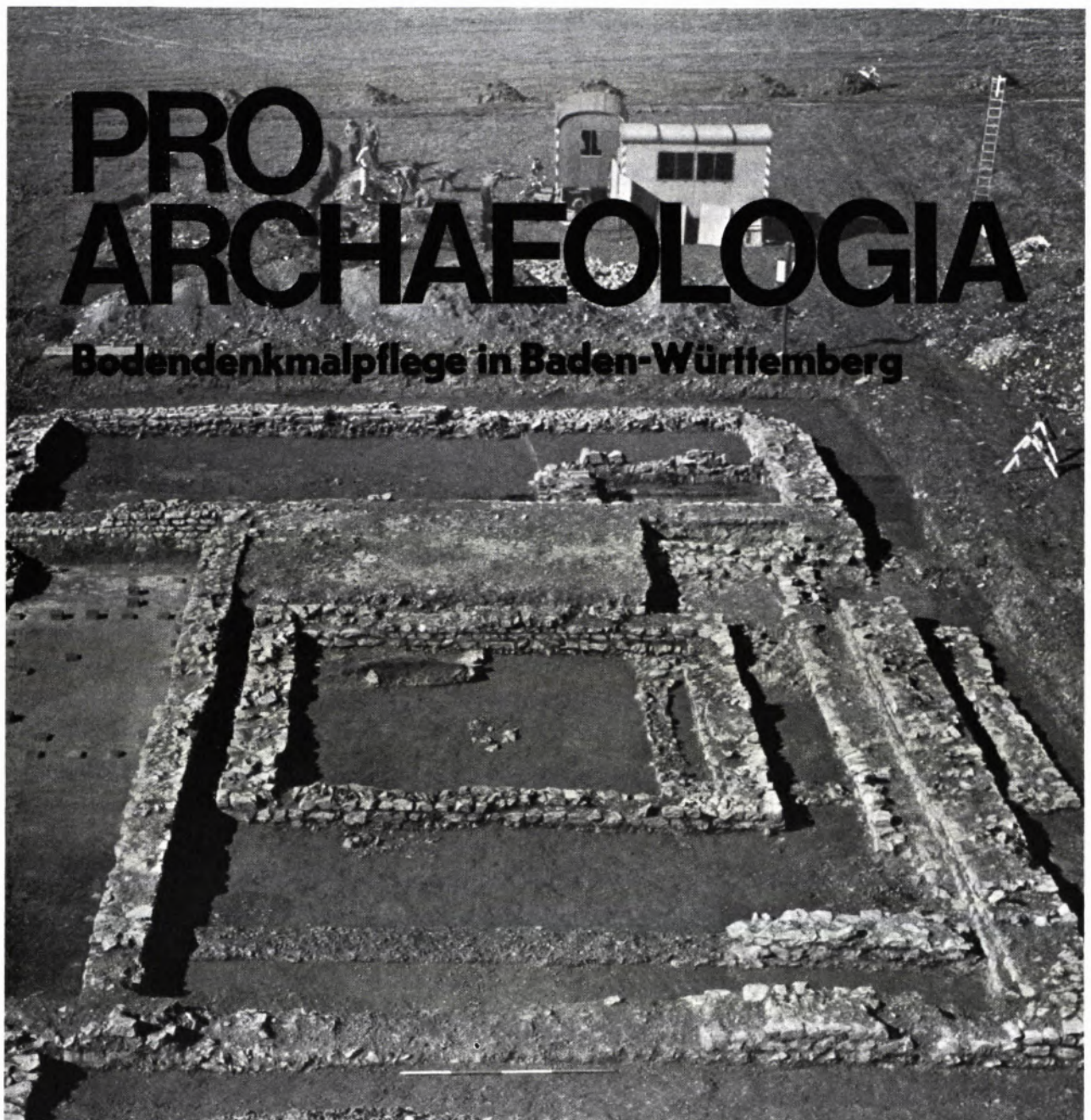
Die Landesregierung habe die Bedeutung der Denkmalpflege für unser Land betont. Sie habe auch in Aussicht genommen, verstärkt zusätzliche Mittel für die Denkmalpflege bereitzustellen, sobald es die finanzielle Lage des Landes zulasse.

Der Minister begrüßte es, daß, wie im Falle des restaurierten Limestores Dalkingen, die vorgeschichtlichen Kulturdenkmale des Landes der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, und er erwähnte hierbei auch die Einrichtung verschiedener vorgeschichtlicher Wanderwege. Denkmalschutz und Denkmalpflege seien Kernpunkte von Umweltschutz und Umweltgestaltung. Die südwestdeutsche Landschaft werde nicht nur geprägt durch reizvolle Naturlandschaften, sondern auch durch Städte und Dörfer, durch Burgen, Kapellen und archäologische Denkmäler. Er halte es deshalb für sinnvoll, wenn den Menschen nicht nur Erholung im Grünen geboten werde, sondern wenn ihnen auch die Möglichkeit gegeben sei, Zeugnisse der Vergangenheit unseres Landes zu sehen und auf diese Weise Erholung und historische Weiterbildung zu verbinden. Kulturdenkmalreiche Länder seien auch Zentren des Tourismus, und es entspreche den Vorstellungen der Landesregierung, Projekte dieser Art wegen ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung für unser Land zu fördern.

Der Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Dr. Georg Sigmund Graf Adelman, hielt bei der Eröffnung der Ausstellung die Begrüßungsansprache. Sie ist zugleich ein knapper Rechenschaftsbericht der Bodendenkmalpflege dieses Amtes, der hier in etwas gekürzter Form abgedruckt wird.

PRO ARCHAEOLOGIA wird bis 1977 in rund dreißig Städten Baden-Württembergs gezeigt werden. Wir führen hier die Stationen des nächsten halben Jahres auf. Weitere Daten sollen zu einem späteren Zeitpunkt genannt werden.

September 1975	Karlsruhe
Oktober 1975	Schwäbisch Gmünd
November 1975	Singen
Dezember 1975	Tübingen
Januar 1976	Tauberbischofsheim
Februar 1976	Biberach
März 1976	Pforzheim



DAS AUSSTELLUNGSPAKAT zeigt einen Blick auf die Ausgrabung des großen römischen Gutshofes von Sontheim/Brenz. Die verschachtelten Grundmauern gehören zu vier Bauten – den Bädern! –, die nacheinander an dieser Stelle standen.

Georg Sigmund Graf Adelman:

Das Interesse am Erbe unserer europäischen Geschichte soll in der Öffentlichkeit geweckt werden, das ist der Sinn und Zweck des Europäischen Denkmalschutzjahres. Auf die Gefahren soll aufmerksam gemacht werden, die unseren Kulturgütern drohen. Möglichkeiten ihres Schutzes werden auf nationalen und internationalen Symposien erörtert. Im Vordergrund stehen dabei „die reichhaltige und vielfältige Architektur Europas und der außerordentliche Charakter seiner Städte“ – wie Lord Duncan Sandys, einer der Initiatoren des Denkmalschutzjahres, sagt –, die in besonderem Maße zerstört wurden und noch gefährdet sind. Dieser Entwicklung müsse man entgegenreten, bevor es zu spät sei. Nur gelegentlich fällt am Rande bei der Aufzählung des historischen Erbes der Begriff der Dinge, um die sich die

Bodendenkmalpflege kümmert. Aber, so müssen wir fragen, finden sich denn die Anfänge europäischer Geschichte und Kultur nicht bereits schon in Höhlen etwa unserer Schwäbischen Alb und anderwärts, die vom eiszeitlichen Menschen bewohnt wurden? Sind nicht das aus Elfenbein geschnitzte Wildpferdchen aus der Vogelherdhöhle oder die Malereien in der Höhle von Lascaux, die ein Alter von zigtausend Jahren haben, bereits Kunstwerke von europäischem Rang? Oder gehören die steinzeitlichen Dörfer unter dem Ackerboden unseres Landes, die keltischen Tempelplätze, von denen wir nahezu hundert im Lande haben, oder die Tausende von Grabhügeln in unseren Wäldern nicht zur Geschichte und zum Kulturerbe unseres Landes, nur weil sie nicht besonders in die Augen fallen oder mitunter

oberflächlich gar nicht mehr zu sehen sind? Die Geschichte unserer Städte und Dörfer beginnt schließlich nicht erst mit der ersten Erwähnung in einem alten Dokument, sie geht meist viel weiter zurück, nur die Quellen, die darüber berichten, sind anderer Art. Die Geschichte etwa unserer bäuerlichen Kultur reicht bis in die Steinzeit, und wir können sie an den Zeugnissen ablesen, die uns der Boden preisgibt. Wenn wir diese Zeugnisse heute säuberlichst und sorgfältigst restauriert in unseren Museen besichtigen, so sind sie für uns nicht nur interessante Gegenstände längst vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende, sondern sie tragen zusammen mit den Befunden ihrer Ausgrabung Geschichte in sich, die es zu lesen und zu interpretieren gilt, und das Ergebnis ist nicht minder aufregend als die Darstellung eines aus Schriftquellen erschlossenen mittelalterlichen Jahrhunderts. Deshalb ist die vorschriftliche Zeit ein Teil der Geschichte und der Kultur unseres Landes, zeitlich ein Vielfaches von der, die wir gemeinhin als Geschichte bezeichnen und die mit dem Einsetzen schriftlicher Quellen beginnt. Es wäre daher im Europäischen Denkmalschutzjahr ein bedauerliches und durch nichts entschuldbares Versäumnis, wenn wir „das kulturelle Erbe Europas“, wie es in Formulierungen zum Denkmalschutzjahr heißt, erst bei einer bestimmten Jahreszahl beginnen lassen wollten.

Der Verband der Landesarchäologen der Bundesrepublik Deutschland hat in einer umfassenden Ausstellung, die von der Stadt Köln zur Zeit veranstaltet wird, zu zeigen versucht, zu welchen Ergebnissen die Archäologie in den Jahren nach dem Kriege gekommen ist. Das Motto der Ausstellung „Das neue Bild der alten Welt“ zeigt, daß manche Vorkriegsvorstellungen der Archäologen durch neue Erkenntnisse modifiziert oder gar geändert werden mußten. Dazu haben die archäologischen Forschungen im Lande Baden-Württemberg nicht unwesentlich beigetragen, und eine Reihe von Glanzstücken unserer Bodenforschung ist jetzt in Köln zu sehen,

*DIE VOGELHERDHÖHLE IM LONETAL, einer der bedeutenden Fundplätze der Altsteinzeit in unserem Lande. Besonders aufregend war die Entdeckung von Tierfiguren, die zu den ältesten Kunstwerken der Menschheit gehören. Ein Bericht über eine neu aufgetauchte Elfenbeinplastik wird in einem der nächsten Nachrichtenblätter erscheinen.*

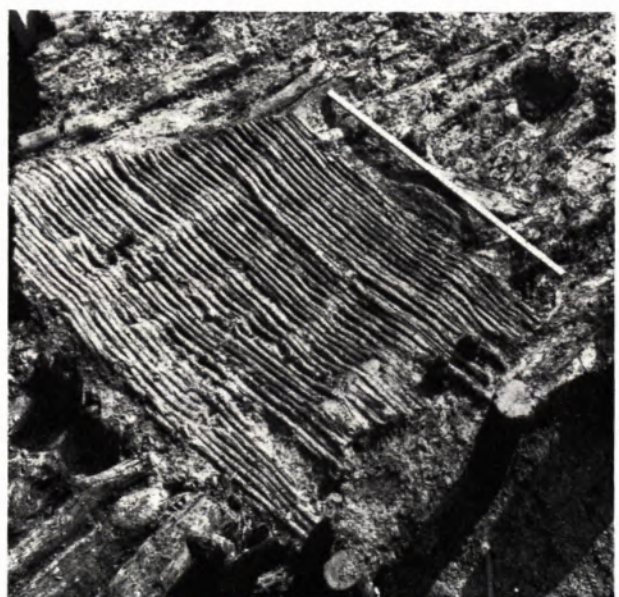


ich erwähne etwa nur zweihundert Gefäße aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein, reiche Funde aus dem Kastell Dangstetten und Beigaben aus den alamannischen Adelsgräbern von Niederstotzingen; die römische Jupitergigantensäule von Hausen an der Zaber ist als Hinweis auf die Ausstellung vor dem Hauptportal des Domes im Abguß aufgestellt.

Baden-Württemberg gehört zu den mit archäologischen Denkmälern und Kulturgütern am reichlichsten gesegneten Ländern in der Bundesrepublik: Es besitzt Höhlen, in denen Eiszeitmenschen wohnten, Dörfer verschiedenster Kulturgruppen, zahllose Grabhügel aus der Bronze- und Eisenzeit, frühkeltische Fürstentümer mit ihren Nekropolen, spätkeltische Oppida, wie sie Cäsar uns schildert, keltische Tempelplätze, durch Ring- und Abschnittswälle befestigte Anlagen aus fast allen vorgeschichtlichen Perioden, aus römischer Zeit zahllose Gutshöfe, viele Kastelle, eindrucksvolle Reste der römischen Reichsgrenze, des Limes, und aus dem frühen Mittelalter zahlreiche Gräberfelder mit oft Hunderten von Bestattungen. Viele dieser Kulturdenkmäler sind nicht sichtbar, sie liegen im Boden verborgen. Auf den Reichtum an Denkmälern in unserem Lande, die ein wesentlicher Bestandteil unserer Kulturlandschaft sind, aufmerksam zu machen, ist Sinn und Zweck der Ausstellung, die die Bodendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg zusammengestellt hat. Die Ausstellung will zugleich auch Zeugnis geben von der Arbeit der Bodendenkmalpflege, von ihren Ergebnissen, von den Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat, und sie versucht, um Verständnis und Mitwirkung der Öffentlichkeit zu werben beim Schutz jener Vielzahl an archäologischen Denkmälern, von denen nur eine kleine Auswahl aufgezählt ist.

Die Bodendenkmalpflege hat vielseitige Aufgaben. Das sind einmal Schutz und Pflege noch sichtbarer Denkmäler, aber auch solcher, die oberflächlich nicht mehr zu

*IM JUNGSTEINZEITLICHEN DORF EHRENSTEIN (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) hatten sich in reicher Fülle auch organische Bauteile erhalten. Während der Grabung aufgenommen wurde dieser Blick auf eine Ecke einer der Hütten, wo über den Holzbohlen des Fußbodens eine Haselrutenmatte liegt.*





DER FREISTEHENDE BERGKEGEL DES IPF mit seinen zahlreichen Wällen und Gräben, der sich am Rande des Riesbeckens erhebt, war während der verschiedensten vorgeschichtlichen Zeitabschnitte besiedelt. Die Masse der Funde gehört in die Urnenfelder- und Hallstattzeit, in die Jahrhunderte von 1000 bis 500 vor Christus. In dieser Zeit wird auch die obere Befestigung errichtet worden sein. Der große untere Wall dagegen dürfte ein Ausbau spätkeltischer Zeit sein.

erkennen sind, die ganz im Boden stecken, von deren Vorhandensein man aber weiß und deren ungefähre Lage man kennt. Das am 1. Januar 1972 in Kraft getretene Denkmalschutzgesetz hilft, diesen Schutz mit gesetzlichen Mitteln zu verwirklichen. Wir sind uns durchaus bewußt, daß es oft schwierig ist, Verständnis für den Schutz eines Objekts zu finden, das oberflächlich nicht zu erkennen, dem aber trotzdem der Status eines erhaltenen Denkmals zuzusprechen ist, d. h. das in das Denkmalsbuch eingetragen werden soll. Auf Widerstände gegen eine Eintragung stößt man besonders dann, wenn private Interessen berührt werden. Diese können aber für die Entscheidung des Landesdenkmalamtes nicht maßgeblich sein, Denkmäler sind Allgemeingut, und ihre Erhaltung oder Zerstörung kann nicht dem Ermessen des jeweiligen Besitzers überlassen sein. Das Landesdenkmalamt hat bisher in den meisten Fällen, wo es um den Schutz eines Denkmals ging, weitgehendst Verständnis der Beteiligten gefunden. Es wird aber auch bei unberechtigten Widerständen, besonders wenn sie auf eigennützigem Privatinteressen basieren, mit aller Entschiedenheit die Anwendung des Denkmalschutzgesetzes, das einstimmig vom baden-württembergischen Landtag beschlossen worden ist, durchzusetzen versuchen.

Schutz und Pflege der Denkmäler hat zur Voraussetzung ihre Erfassung und Inventarisierung, ein langjähriges und umfangreiches, aber besonders dringliches Programm. Ein weiteres wichtiges Tätigkeitsfeld der Bodendenkmalpflege ist die Registrierung von Fundmeldungen

und die Durchführung von Rettungsgrabungen. Sie werden oft durch eine Fundmeldung erst ausgelöst und veranlassen den Soforteinsatz aller verfügbaren Kräfte, weshalb man die Bodendenkmalpflege oft treffend auch als „archäologische Feuerwehr“ bezeichnet. Anlaß für eine Rettungsgrabung kann jede Art von Erdbewegung sein, sei es eine Kanalisation, die Ausschachtung für einen Neubau oder die umfangreiche Erschließung eines Neubaugebietes, sei es ein Straßen- oder Wegebau, die Flurbereinigung oder vieles mehr. Bei jeder dieser Gelegenheiten können – bisher verborgen gebliebene – Denkmäler angetroffen werden, die es vor ihrer endgültigen Zerstörung auszugraben und zu untersuchen gilt.

Nun bedeutet auch jede wissenschaftliche Ausgrabung eine Zerstörung des Objektes, aber durch eine genaue fotografische, zeichnerische und beschreibende Dokumentation des Befundes bleibt uns das Objekt trotzdem erhalten. Diese Tätigkeit der Bodendenkmalpflege ist unersetzlich, denn die Fülle der Einzelbeobachtungen ermöglicht es letztlich dem Archäologen, ein Geschichtsbild der schriftlosen Zeit zu entwerfen; und je genauer, je zahlreicher die Fakten sind, desto präziser gelingt eine Interpretation. Diese Arbeit ist rein wissenschaftlicher Art, sie dokumentiert sich in wissenschaftlichen Publikationen. Eine Ausgrabung kann erst dann als abgeschlossen gelten und zu den Akten gelegt werden, wenn sie in dieser Form, als Publikation, vorliegt. Die Ausgrabungen halten die Bodendenkmalpflege nahezu das ganze Jahr über in Atem, sie erfordern ihren gesamten personellen Einsatz und erhebliche finanzielle Mittel.

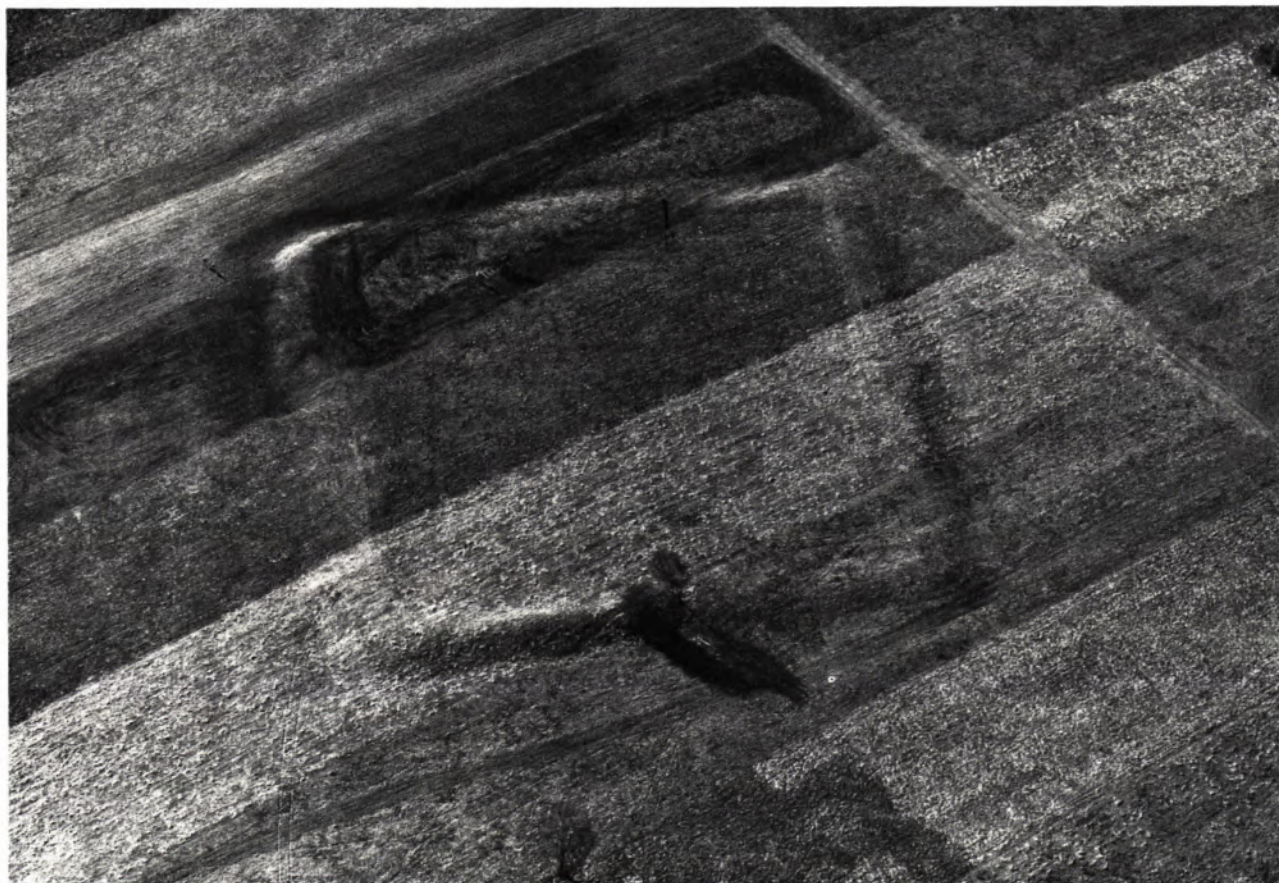
Doch sollte man nicht außer acht lassen, daß unsere vorgeschichtlichen Sammlungen im Lande — seien es die der großen Landesmuseen, seien es die der Heimatmuseen —, die, wie die Denkmäler im Lande, auch einen Teil der baden-württembergischen Kulturlandschaft ausmachen, ihren bisherigen Bestand ganz allein den Ausgrabungen der Bodendenkmalpflege verdanken und ihren Nachschub auch nur von dieser erhalten können. Eine Einschränkung der Tätigkeit der Bodendenkmalpflege würde automatisch auch eine Aushungerung unserer Museen zur Folge haben.

Die Durchführung von Ausgrabungen erfordert viel Erfahrung, Fachkenntnis und einen umfangreichen technischen Apparat. Nur dann ist die Gewähr gegeben, daß die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Kritik standhalten. Dem wird auch im Denkmalschutzgesetz Rechnung getragen dadurch, daß die Erlaubnis zur Ausgrabung nur durch das Landesdenkmalamt erteilt werden kann. Zu dem erwähnten technischen Apparat gehört technisches Personal, das sind unsere Grabungstechniker, unsere Werkstattrestauratoren, die die ergrabenen Funde restaurieren und ergänzen, nicht nur zur Ausstellung in den Museen, sondern auch zur Veröffentlichung, und das sind nicht zuletzt die Zeichner, die Grabungspläne und Funde publikationsfertig zur Darstellung bringen. Auf diesem Gebiet hat das Landesdenkmalamt noch einen erheblichen personellen Nachholbedarf, den es im Laufe der Jahre auszugleichen gilt.

Mehr als jeder andere Fachbereich ist die Bodendenkmalpflege auf die Unterstützung der Öffentlichkeit angewiesen. Das Denkmalschutzgesetz verpflichtet geradezu jeden Bürger, jede Institution und jede Gemeinde zu dieser Mitarbeit durch die Meldepflicht des § 20. Darüber hinaus ist die Bodendenkmalpflege in der Lage, ehrenamtliche Beauftragte mit bestimmten Rechten einzusetzen — sie sind gewissermaßen der verlängerte Arm der Bodendenkmalpflegestellten draußen im Lande. Sie allein aber reichen nicht aus; ohne ein positives Echo in der gesamten Öffentlichkeit wird die Arbeit der Bodendenkmalpflege nur Stückwerk bleiben. Der Schutz und die Erhaltung unserer Denkmäler ist durch das Gesetz allein nicht gewährleistet, sie sind der Obhut aller Bürger anvertraut, und diese sollten auch Beobachtungen über Zerstörungen, unerlaubte Grabungen und dergleichen unverzüglich den verantwortlichen Denkmalspflegestellten zur Kenntnis bringen.

Unsere Ausstellung wirbt für die Bodendenkmalpflege mit Grafiken, mit Plänen und mit Farbtafeln. Es mußte, da es sich um eine Wanderausstellung handelt, auf die Ausstellung von Funden mit Ausnahme von einigen Nachbildungen verzichtet werden. Bis in das Jahr 1977 hinein wird die Ausstellung durch Baden-Württemberg wandern. Das Landesdenkmalamt erhofft sich dadurch eine weitgestreute Wirkung in der Öffentlichkeit, viele neue Freunde für die vorgeschichtliche Vergangenheit unseres Landes und aktive Vertreter eines wirksamen Schutzes unserer Denkmäler.

*DIE VIERECKSCHANZE VON TOMERDINGEN (Dornstadt, Alb-Donau-Kreis) führt in den Bereich spätkeltischer Religion. Grabungen in Bayern konnten Funktion und Geschichte solcher Heiligtümer zum Teil klären: Neben Spuren von Holzgebäuden wurden tiefe Kultschächte entdeckt, in denen Opfer verbrannt worden waren. Die große Zahl der wenigstens fragmentarisch erhaltenen Schanzen spricht für einen wesentlichen Einfluß der Religion auf das öffentliche Leben.*



Heinrich Niester:

## St. Achatius in Grünsfeldhausen

Bericht über die Instandsetzung





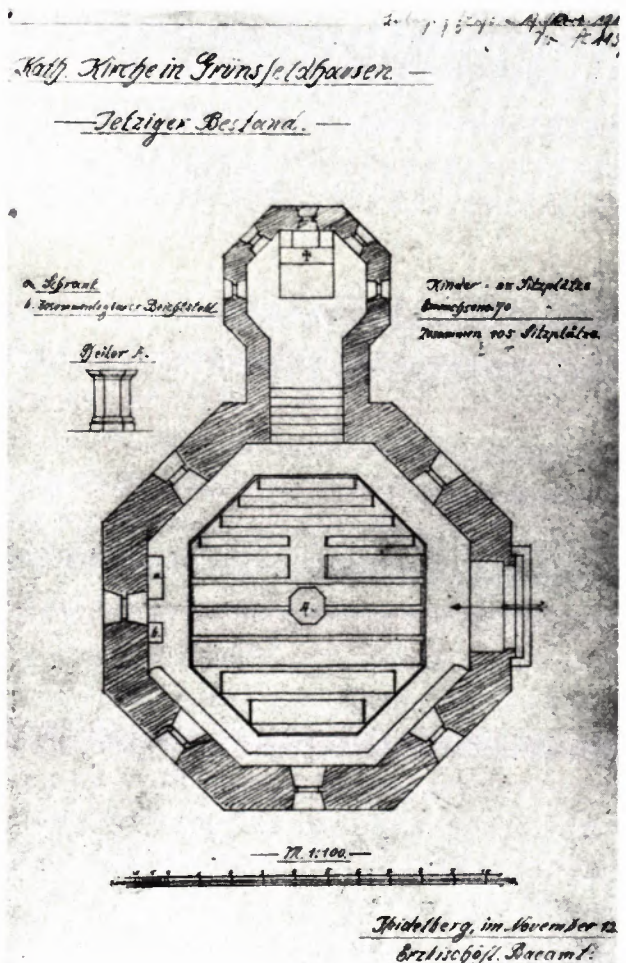
Die St.-Achatius-Kapelle, mit der unweit von ihr bei Oberwittighausen stehenden St.-Sigmund-Kapelle formal verwandt, liegt inmitten des heute nach Grünsfeld eingemeindeten Dorfes Grünsfeldhausen am Grünsbach, einem Zufluß der Tauber, zwischen steilen, doch nicht eben hohen Berghängen. Die Talsohle in der unmittelbaren Umgebung der Kapelle erweist sich weitgehend als Schwemmland; der Grund ist sehr feucht und quellhaltig. Das Kirchlein steht in einem rund 4 m tiefen, künstlich geschaffenen Kessel, der erst bei der Restaurierung in den Jahren 1903/08 angelegt wurde und den eine steile Ringmauer gegen die Umgebung abstützt. Die Kapelle zeigt drei, zur Einheit sich fügende Bestandteile (vgl. Abbildung 1), die sowohl innen wie außen deutlich ablesbar geblieben sind: einen im Grundriß ziemlich regelmäßigen Achteckbau und einen ihm im Osten vorgebauten Chor, der bescheidenere Raummaße und eine geringere Höhererstreckung besitzt als der Hauptbau, aber gleichfalls oktogonalen Grundriß zeigt (vgl. Abbildung 2); verbunden werden diese beiden Teile durch ein architektonisches Zwischenglied, über dem sich — in achtkantigem Querschnitt — ein Türmchen mit spitzem Helm erhebt. Es besitzt schlanke, rundbogige Klangarkaden und zeigt über dem romanischen Glockengeschoss noch eine weitere Glockenstube. Diese war bis zur letzten Restaurierung recht gekünstelt gefertigt und wies auf den Anfang unseres Jahrhunderts als Entstehungszeit hin; doch gingen diesem Aufbau andere, wenn auch einfachere, schon in früherer Zeit voraus, ohne daß sich beurteilen ließe, ob man bereits für die gotische Ära mit einer Aufstockung des romanischen Turmschaftes in Fachwerkbauweise rechnen darf.

Der größere Oktogonbau, mit seinem nach alten Resten und Befunden 1903/08 fast gänzlich erneuerten Stufenportal im Süden, bietet sich nach außen zweigeschossig dar. Ein Rundbogenfries umläuft nicht nur ihn, sondern die gesamte Baugruppe unterhalb des Hauptgesimses. In ähnlicher, doch ein wenig aufwendigerer Art ist auch der obere Abschluß des romanischen Glockengeschosses dekoriert. Markiert wird die Zweigeschossigkeit des Hauptbaus in halber Höhe der Außenmauer nur durch eine umlaufende Schräge, die sich auch am Sockel wiederfindet. Allein in der oberen Hälfte durchbrechen Fenster die Mauern, wobei die der Nordost- und der Südwestseite kreisförmig, die in den übrigen Wandflächen rundbogig ausgebildet sind. Im Inneren wird Doppelgeschossigkeit durch einen Mauerrücksprung angedeutet. Ob ehemals eine Zwischendecke vorhanden war, läßt sich nicht mehr feststellen; dies müßte dann schon vor der Erbauung der übrigen Teile der Kirche und vor Anlage des Portals im Süden der Fall gewesen sein. Hier wollen wir jedoch gleich auf einen — wieder achteckigen — Pfeiler aufmerksam machen, der in verstümmelter Form (ehemals war er 2,20 m hoch und besaß einen Durchmesser von 1,04 m) heute südöstlich der Kirche steht und als Postament für eine barocke Muttergottesfigur dient.

Dieser Pfeiler, den Ortsbewohnern von Grünsfeldhausen seit langem ein Ärgernis, wurde von ihnen als heidnisches Werk angesehen; 1919 rissen sie ihn in einer Nacht- und Nebelaktion aus dem Gotteshaus heraus.

In den Chor der Kapelle — nachstehend gelegentlich auch „kleines Oktogon“ genannt — gelangt man vom Hauptraum aus durch den bereits erwähnten Zwischenbau von etwas mehr als 3 m Tiefe und rund 2,50 m Breite. Zugleich Unterbau für den Turm, wird er von einem Tonnengewölbe überspannt. Sieben Stufen führen in seinem Inneren zum kleinen Oktogon empor, dessen Fußboden 1,13 m über dem des großen Achteckbaues liegt. Belichtet wird der Chorraum, den ein leicht modifiziertes achteiliges Klostergewölbe deckt, durch fünf schmale, rundbogige Fenster. Die Gewölbefelder besitzen über ihrem Wandansatz eine leichte Ausrundung, sodann, nach geradem Aufstieg, erneuert eine Krümmung vor ihrem Zusammentreffen im Scheitel. Sie tragen eine fragmentarisch erhaltene Ausmalung aus der Entstehungszeit des Gotteshauses: eine „Majestas Domini“, bereichert um fünf weitere Gestalten (vgl. Abbildung 3). Würdevoll thront der erhöhte Christus als Weltenlehrer, von der Mandorla umschlossen. Zu seiner Linken läßt sich der Täufer Johannes, am härenen Kleid kenntlich, identifizieren. Christus zur Rechten steht ein nicht näher bestimmbarer Heiliger mit einem Buch in den Händen. An jede dieser beiden Figuren fügt sich nach Westen eine Engelsgestalt mit gekreuzten Schwingen. Zwischen ihnen gewahrt man, gekrönten Hauptes — leider bis

2



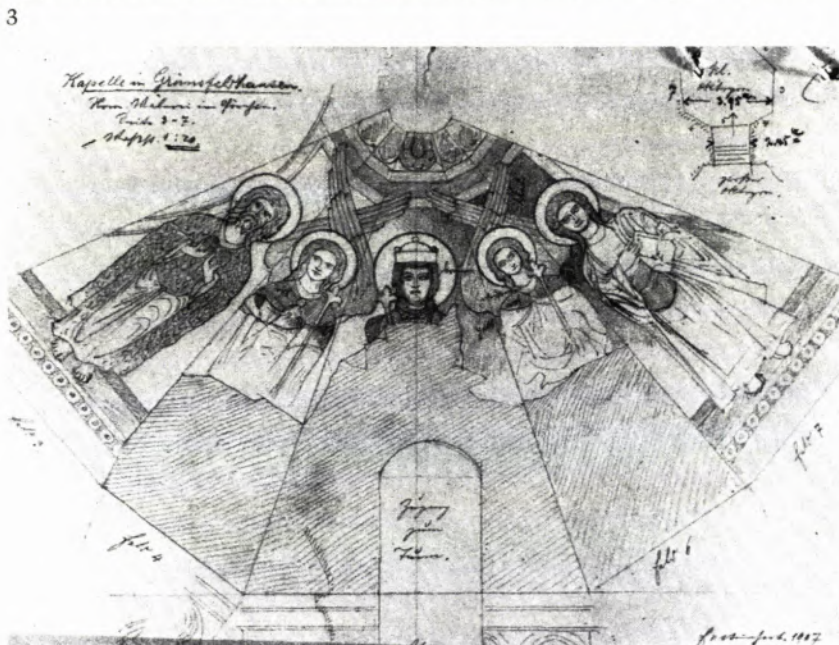
◁ 1 ST. ACHATIUS IN GRÜNSFELDHAUSEN  
vor der letzten Instandsetzung. Blick von Süden.

2 Grundriß der Kapelle, aufgenommen im November 1912.  
Man beachte die Stellung des Mittelpfeilers im großen  
Oktogon und seinen Aufbau unter A.



3 ST. ACHATIUS IN GRÜNSFELDHAUSEN. Die Bleistiftzeichnungen der Gewölbmalerei im Chor stammen aus dem Jahre 1907.

4 Blick auf die Gewölbmalerei des Chores nach der Instandsetzung



auf dieses fast gänzlich zerstört — eine weibliche Heilige. Sie stellt nach mittelalterlicher Auffassung die Muttergottes, Königin des Himmels, aber zugleich wohl auch Personifikation der Ecclesia dar. Solche gedanklichen Verknüpfungen spielen in der Kunst jener Zeit eine große Rolle, denen zu folgen uns Heutigen nicht immer leicht fällt. Die gesamte Malerei steht ganz in der abendländischen, damals stark von Byzanz her beeinflussten Tradition. Gegen 1200 entstanden, unterliegt sie noch nicht dem bald darauf bei uns einsetzenden und dann weitem herrschenden zackig-brüchigen Zeitstil. An die Architektur mit ihrem rahmenden Dekor gebunden, gehören die Gestalten einem Reich der Aktions- und Zeitlosigkeit an. Ihre stille, aber eindringliche Repräsentation weist auf eine transzendente, nur im Geist zu schauende Welt und so auf die immaterielle Kirche mit Christus als Schlußstein hin. Diese Sphärenmalerei stützte sich auf eine um die Wände ziehende, feingliedrige, gemalte Arkatur, von der vor einigen Jahrzehnten noch Reste angetroffen wurden. Jede Interkolumnie dieser Bogenstellung-

gen wies eine biblische Gestalt auf, wobei diesmal an Apostel und Propheten zu denken ist, die, mittelalterlicher Anschauung nach, gleichsam jenes erhabene Reich zu ihren Häupten mittragen. In den drei westlichen Gewölbefeldern konnten vor einem Menschenalter noch deutliche Spuren einer späteren Übermalung festgestellt werden. Einst dürfte aber der Chorraum gänzlich verputzt und ausgemalt gewesen sein, so daß nirgendwo Steinmaterial dem Blick des Beschauers sich darböt. Die profane Materie an geweihter Stelle durch Malerei zu sublimieren, war insbesondere der Romantik ein künstlerisches Anliegen. Die Entstehungszeit der St.-Achatius-Kapelle dürfte ins beginnende 13. Jahrhundert fallen, wobei der Hauptbau im Errichtungsablauf den übrigen Teilen voranging. Daß beim Zustandekommen der Gesamtanlage Reminiszenzen an südliche, zuletzt morgenländische Zentralbauten, verbunden mit dem Bestreben nach einer Nachahmung (nicht Kopie!) der Grabeskirche zu Jerusalem, mit im Spiele waren, möchte man schon annehmen. Hat doch der damalige fränkische Adel sich



4

an der Pilger- und Kriegsfahrt ins Heilige Land beteiligt. Es sei daran erinnert, daß die Eroberung von Konstantinopel gelegentlich des vierten Kreuzzuges erstmals 1203 erfolgte. Im einzelnen muß im Hinblick auf die Erbauung unseres Gotteshauses vieles Spekulation bleiben. Bedenken sollte man indessen aufs neue, wie sehr mittelalterliche Kirchen symbolisch ausgedeutet wurden. Vorstellungsebenen, die für vordergründiges Denken keinen „geregelten“ Zusammenhang ergeben wollen, durchdringen sich in mittelalterlicher Phantasie. Taufkapelle, Nachbildung der Grabeskirche zu Jerusalem und Grabstätte für den Stifter sowie Memorialkirche: all dies ist nacheinander, aber auch gleichzeitig möglich. Kuhn hat dazu die interessante These vertreten, daß unser Gotteshaus zunächst eine Taufkirche mit zentraler Brunnenanlage aus vorchristlicher Zeit gewesen sei, ehe es in Erinnerung an das Grab Christi zu Beginn des 13. Jahrhunderts durch Hinzufügen des oktogonalen, höher gelegenen Chores und des tonnengewölbten Verbindungsteiles — mit dem Türmchen darüber — seine jetzige Gestalt angenommen habe. Den oktogonalen Mittelpfeiler, von dem oben schon die Rede war, deutet er als Nachahmung der „Anastasis“, des Grabes Christi in der Rotunde der Grabeskirche zu Jerusalem. Er sieht ihn zugleich als Unterbau für eine Säule, die symbolisch als „Christus = Weltsäule“ zu verstehen sei. Baufunktionell käme er als Hauptstütze für eine den großen Achteckraum überziehende Flachdecke in Betracht. Eine Grabung in der St.-Achatius-Kapelle zur Bestätigung seiner Hypothese, die Kuhn gelegentlich der letzten Instandsetzung des Gotteshauses mit Erlaubnis des Lan-

desdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe, unternahm, führte für ihn jedoch nicht zum gewünschten Erfolg (siehe D. Lutz. In: Fundberichte aus Baden-Württemberg 2, 1975. Im Druck).

Einerlei, ob die St.-Achatius-Kapelle im Talgrund des Grünsbaches aus einem vorgeschichtlichen Quellheiligtum hervorgegangen ist oder nicht, das nasse Element ist zu allen Zeiten für den Bau schicksalsbestimmend gewesen. Wenn auch Nachrichten aus früheren Jahrhunderten fehlen, so wissen wir doch, daß die Kirche z. B. im Jahre 1660 total verwaht war. Denkbar ist, daß damals der Bach schon eine beträchtliche Schwemme an die Außenmauern herangeführt hatte. Jedenfalls mußte man sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht nur zu einer Höherlegung des Kirchenbodens um 3,30 m, sondern auch zu einer entsprechenden Aufschüttung des Terrains unmittelbar um das Gotteshaus herum in gleichem Maß entschließen. Das Hauptportal versank dabei bis zum Scheitel im Erdreich. Zu einer Art Vorhalle verwandelte sich das kleine Oktogon, in das man — bei einer Schwellenhöhe von 3,30 m — den Kircheneingang verlegte. Der Hauptraum bekam eine Empore, zu der man über eine Stiege im tonnengewölbten Zwischenraum emporging. Lediglich Geldmangel hat damals den Totalabbruch der Kirche verhindert.

Als man zwischen 1903 und 1908 das Baudenkmal wieder in seine ihm gebührende Form zu versetzen trachtete, mußte zunächst einmal die Aufschüttung im Innern und außen herum wieder beseitigt werden. Da man mit dem dabei im Hauptraum zutage ge-



5



tretenen Achteckpfeiler nichts Rechtes anzufangen wußte, tat man das Richtige: man beließ ihn an Ort und Stelle, in der Hoffnung, daß eine spätere Zeit hinter sein Geheimnis kommen würde. Die wasserabweisenden Maßnahmen aus jener Zeit, so die Auf- führung der Stützmauer um das Kirchlein herum, konnten indessen nicht verhindern, daß es in den nachfolgenden Jahren von Überschwemmungen heim- gesucht wurde, was selbstverständlich auf seine Innen- ausstattung nicht ohne nachteilige Folgen blieb.

Bei Wiederherrichtung der Achatiuskapelle zu einem zeitgerechten katholischen Gottesdienstraum in den Jahren 1971 ff. stellten sich den Denkmalpflegern und Architekten eine Reihe ernsthafter Probleme. Vor al- lem mußte man versuchen, ein für allemal das Wasser von der Kirche wegzubekommen. Glücklicherweise baute in dieser Zeit das Straßenbauamt Tauberbischofs- heim die Ortsdurchfahrt Grünsfeldhausen verkehrsgerech- tigt aus. Dabei wurde auch das Bett des Grüns- bachs ein wenig verschoben und streckenweise begrä- digt. Man mag zu solchen Maßnahmen, die vor allem vor der Wiedereingrünung das Landschaftsbild beein- trächtigen, stehen, wie man will: Heute fließt der Bach in gemauertem Bett mit größerer Geschwindigkeit ein gut Stück an der Kirche vorbei. Dadurch sollte eine er- neute Überschwemmungsgefahr für sie in Zukunft ge- bannt sein. Da aber auch durch Regen und Schnee das Innere des Gotteshauses oft genug Schaden genommen hatte, entschloß man sich, der größeren Dichtigkeit wegen, nach Instandsetzung der Dachstühle beide Ok- togone statt mit Biberschwänzen mit Naturschiefer einzudecken (vgl. Abbildung 5), wie man ihn beim Turm schon angetroffen hatte. Sicherlich war die über- kommene Art der Dachdeckung nicht ursprünglich ge- wesen, zumal Anhalt dafür gefunden wurde, daß das Zeltdach des großen Oktogons einst eine geringere Neigung gehabt hatte.

Bei dieser Gelegenheit galt es auch, den Aufbau des Türmchens zu sanieren. Die Glockenstube aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts war schon aus Sparsam- keitsgründen nicht zu kopieren. Auf einem Foto in dem 1898 erschienenen Band der „Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Tauberbischofsheim“ sieht man einen recht roh zusammengesetzten Glockenstubenauf- bau, der damals wohl auch noch nicht lange bestanden haben dürfte. Ursprünglich folgte sicherlich dem stei- nernen Turmschaft gleich das achteckige Pyramiden- dach des Turmhelmes. Der Umstand aber, daß sich in der hölzernen Glockenstube drei Glocken befanden, von denen eine noch mittelalterlich ist, führte bei der Restaurierung der Kapelle wieder zu einem, wenn auch vereinfachten Turmabschluß in der angetroffenen Art. Der Gedanke, mit dem völligen Abbau der hölzernen Glockenstube die romanischen Proportionen an der Kapelle aufs Ganze wiederherzustellen, war verlock- end. Ein „originaler“ Turmabschluß aber hätte speku- lativ ausgeklügelt werden müssen, wobei die Ungewiß- heit über die ursprüngliche Dachhöhe des großen Oktogons die Aufgabe noch erschwert hätte. Zudem wäre die Frage nach der Glockenunterbringung aufge- worfen worden. Der jetzige Turmaufsatz mit einem neuen, nun eisernen Glockenstuhl ist im Zuschnitt ein wenig knapper gehalten als der vorherige.

Im Innern der Kirche stammte die wenig ansehnliche Holzdecke im großen Oktogon von der voraufgegan- genen Restaurierung. Die originale Decke ist uns auch

◁ 5 ST. ACHATIUS IN GRÜNSFELDHAUSEN nach der Instandsetzung.  
 Oben: Blick von Osten auf den oktogonalen Chor; davor die Ringmauer, die das im tiefen künstlichen Kessel liegende Kirchlein vor Umwelteinflüssen schützen sollte.  
 Unten: Blick von Süden auf das Portal der Kapelle. Die Dachstühle beider Oktogone sind nun, wie zuvor schon der Turm, mit Naturschiefer gedeckt.



6  
7



6 Blick in den Chor der Kapelle mit der neuen Fensterverglasung und dem Gewölbeansatz.

7 Das Innere der Achatiuskapelle nach der Instandsetzung. Blick gegen den Chor. Die fleckigen Wände lassen erkennen, daß die Feuchtigkeit zur Zeit der Aufnahme noch nicht gewichen war.

in ihrem technischen Gefüge nicht bekannt. Da es nicht möglich war, den inzwischen verstümmelten achtkantigen Mittelpfeiler wieder an seine alte Stelle zu versetzen — er wäre hier schon aus Platzmangel und wegen der heutigen liturgischen Erfordernisse fehl am Platz gewesen —, bekam der Raum eine seine Mitte betonende, leicht pyramidal ansteigende Decke aus schwach lasiertem Tannenholz. Seiner Eigenschaft als Zentralraum wurde zudem durch einen eigens für ihn gestalteten Radleuchter aus Tombak Rechnung getragen (vgl. Abbildung 7). Er entstammt der Werkstatt Fell in Würzburg. Der Glasmaler und Restaurator P. V. Feuerstein aus Neckarsteinach lieferte die Entwürfe für die Buntverglasung der beiden Oktogone. Wie anderswo, so hat sich auch hier der Künstler ganz dem Genius loci anzupassen verstanden. Zum Bildinhalt wurde für den Hauptraum die Leidensgeschichte des Herrn, ausgehend von der Salbung in Bethanien bis hin zur Grablegung, gewählt, während die Verglasung der Fenster im Chor die alttestamentlichen Vorbilder des Altarsakraments zur Anschauung bringt (vgl. Abbildung 6). Im Chor trat an die Stelle eines in den zwanziger Jahren entstandenen steinernen Retabelaltars aus liturgischen Gründen eine hohe Tabernakelsäule in Kreuzgestalt; ihrer Ausbildung liegt der Gedanke des Sakramentes als „Frucht des Lebensbaumes“ zugrunde. Man mag darin eine Beziehung auf die romanische Gewölbemalerei und zugleich einen Ersatz für den ehemaligen Altar erblicken. Entwurf und Ausführung der steinernen Tabernakelsäule sind dem Bildhauer Ernst Singer in Gemeinschaft mit Hans Fell zu danken. Alle Anregungen für die Neuausstattung der Kapelle gehen auf gemeinsame Überlegungen des Erzbischöflichen Bauamtes Heidelberg mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg — Außenstelle Karlsruhe — zurück. Den engen Raumverhältnissen Rechnung tragend, wurde nur ein transportabler Tischaltar in Holz im Verbindungsraum unterhalb der Treppe zwischen den beiden Oktogonen für den Bedarfsfall aufgestellt. Damit konnten die angetroffenen Fußbodenhöhen bleiben. Beichtstühle, Paramentenschrank und Ankleidemöglichkeit faßte man in einem schrankartigen Element an der Westwand des Hauptraumes zusammen, das gegebenenfalls später auch als Untergehäuse für eine noch zu beschaffende Orgel dienen kann.

Ein besonderes Unterfangen war die Sicherung und Instandsetzung der Malerei im Chorgewölbe (vgl. Abbildung 4). Schon bei der Aufdeckung im Jahre 1905 und der zehn Jahre darauf folgenden Restaurierung sah sie recht übel aus. Die der Kirche stets zusetzende Feuchtigkeit hatte auch an ihr nichts Gutes bewirkt, aber auch Einbrüche in die Chorwände hatten Schäden verursacht. In ihrer Entstehungszeit hatte man wohl die Zeichnung für die Bilder in *fresco secco*, d. h. auf den bereits abgeputzten, hernach aber wieder angefeuchteten Verputz, gemalt. Die weitere Ausarbeitung erfolgte in reiner Seccotechnik. Bei der Freilegung der Malerei im Jahre 1905 erwies sich, daß die Pigmentschicht zu einem staubigen Überzug geworden war, der allmählich sich auflösen begann. 1971 mußte Restaurator Robert Bronold, Gerlachsheim, zunächst wieder gegen die Feuchtigkeit ankämpfen. Vorher waren schon das Einbringen der Holzdecke im großen Oktogon und die Abdichtung des Fußbodens mit Beton (nach Einbau einer Heizung in ihn wurde er mit Muschelkalk-Kernstein belegt) erfolgt. Auch der

Versuch einer Trockenlegung der Kapelle durch Injektion bis zu 2,50 m Wandhöhe wurde unternommen. Als Überbleibsel der voraufgegangenen Restaurierung konnte der Restaurator, über die gesamte Malerei verteilt, mit Gipsmörtel geschlossene Risse und Putzfehlstellen nachweisen. Dazu hatte man damals mit einem Knochenleimbindemittel die Bilder, deren Zeichnung sich jedoch ziemlich gut erhalten hatte, übermalt. Mit der Zeit waren sie wieder unter eine feuchte und graue Schmutzschicht geraten. Die Tätigkeit des Restaurators beschränkte sich 1971 fast ausschließlich auf eine Festigung des Malgrundes und auf eine Reinigung der Bilder und die Beseitigung ihrer Übermalung. Retuschen wurden nur in einem ganz geringen Ausmaß vorgenommen. Ein mikrobeneindliches Putzfestigungsmittel, das hauptsächlich an den nicht bemalten Teilen des Gewölbes Verwendung fand, muß auf eine mögliche Spätwirkung hin weiter beobachtet werden. Durch Naßreinigung der Malerei gelangte man nach Aussage des Restaurators zu gutem Erfolg, nachdem eine Trockensäuberung nicht zur Rückgewinnung der Farbigkeit geführt hatte. Vor allem blaue, braune, gelbe und rote Farbtöne zeigt die Gewölbemalerei jetzt wieder. Daß wir in ihr trotzdem nur einen Abglanz ehemaliger Bilderherrlichkeit antreffen, muß bedauert werden. Sollte jedoch das, was 1971 vorgefunden und konserviert wurde, erhalten bleiben, würde uns schon dies — bescheiden wie wir auf manchen Gebieten der Denkmalpflege geworden sind — etwas bedeuten.

Nicht minder fragmentarisch ist gegenwärtig auch, wie wir gesehen haben, das Bauwerk der Achatiuskapelle selbst — und nicht nur wegen des im Jahre 1919 aus ihr entfernten Mittelpfeilers. Wie Decke, Wände und Ausstattung ursprünglich aussahen, wissen wir nicht. Bei der Sinnhaltigkeit der Bauteile und ihrer Bezogenheit zum Ganzen bedeutet die Herausnahme einer Komponente aus einem romanischen Bauwerk eine ebenso tiefgreifende Störung seines Organismus wie bei einer mehr auf sinnhafte Wirkung ausgehenden Schöpfung der Barockzeit. Der Denkmalpflege kam es bei ihrer letzten Instandsetzung zuerst darauf an, dem Kirchlein nicht mehr Schaden zuzufügen, als es im Laufe seines Bestehens hatte erdulden müssen. Wertvolle historische Substanz wurde nicht angetastet. Notwendige technische Verbesserungen wurden so vorgenommen, daß sie auch später jederzeit abgeändert werden können. Für die Gegenwart glauben wir indes, hier eine Lösung gefunden zu haben, die sowohl der örtlichen Kirchengemeinde als auch der Denkmalpflege gerecht wird.

#### Literatur:

Adolf von Oechelhäuser: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Tauberbischofsheim. Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Band 4, Abt. 2 (Freiburg i. Br. 1898) S. 47–50.

Oskar Heckmann: Romanische Achteckanlagen im Gebiet der mittleren Tauber. Freiburger Diözesan-Archiv NF 21, 1941, S. 56–173.

Rudolf Edwin Kuhn: St. Achatius zu Grünsfeldhausen (Würzburg 1964).

Dr. Heinrich Niester  
75 Karlsruhe-Hohenwettersbach  
Dürrenwettersbacher Straße 39

Rainer Christlein: **Ausgrabungen des frühmittelalterlichen Ortsgräberfeldes von Pleidelsheim, Kreis Ludwigsburg**

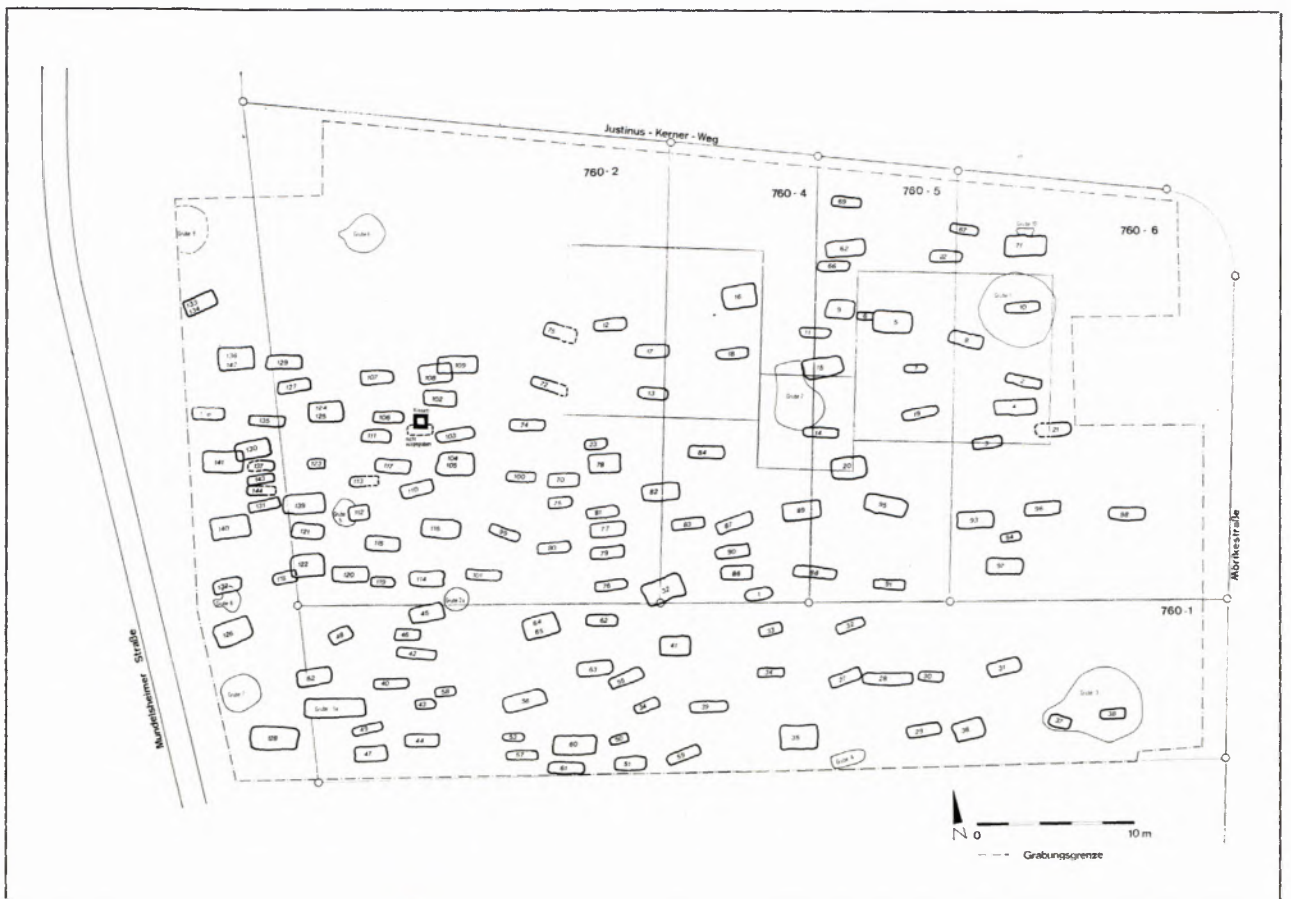
*Rainer Christlein leitete in den Jahren 1969 bis 1972 die Ausgrabungen der frühalamannischen Höhenburg auf dem Runden Berg bei Urach (Kreis Reutlingen). In mehreren Publikationen setzte er sich eingehend insbesondere mit chronologischen und soziologischen Problemen der Frühgeschichte unseres Landes auseinander. Zu den Materialkomplexen dieser Zeit, deren wissenschaftliche Bearbeitung er übernahm, gehört das Gräberfeld von Pleidelsheim.*

Ein Reihengräberfeld auszugraben – also den Friedhof einer Siedlung aus der Zeit, als das Haus der Merowinger über die Franken herrschte –, ist heute eine Angelegenheit von mehreren Monaten Dauer, von beträchtlichem personellem und finanziellem Aufwand und in der Regel von geringem rasch verfügbarem historischem Nutzwert, zumindest was das erste Jahrzehnt nach der Ausgrabung anbetrifft. Der Bodendenkmalpfleger, der die Ausgrabung eines Reihengräberfeldes veranlaßt, muß sich daher heute die Frage gefallen lassen, ob sein Tun in einer vertretbaren Relation zum Fortschritt historischer Erkenntnis steht. Er wird hingewiesen werden auf die riesige Zahl ergrabener frühmittelalterlicher Grabfunde – es mögen längst über zehntausend sein – und der tiefen Skepsis begegnen, ob die Ausgrabung weiterer zwei-, dreihundert Bestattungen der Forschung wirklich etwas Neues erbringe. Solche Fragen wurzeln in Vorstellungen, welche die merowingerzeitlichen Reihengräber und ihren materiellen Inhalt als schier unversiegbaren Quell mehr oder weniger interessanter Gegenstände aus dem täglichen Leben der Alamannen betrachteten, dazu angeht, die Vitрины der Museen mit martialisch aussehenden Waffen und mit auch heute noch kostbar erscheinenden Schmuckstücken zu füllen. Die Vitрины aber sind längst gefüllt, ein neuerlicher Zuwachs bedarf anderer Motivation.

Diese wurde in Württemberg schon recht früh vorgezogen. Bereits Walther Veeck begriff im Verlaufe seiner großangelegten Sammlung alamannischer Bodenfunde ein Grab als das Behältnis einer rechtlich umschreibbaren Persönlichkeit, die Grabbeigaben als Schlüssel zur soziologischen Beurteilung des Bestatteten und die Summe aller Gräber eines Friedhofs als Abbild einer alamannischen Dorfgemeinschaft. Seine Betrachtungsweise führte also schon entschieden weg von den rein kunsthistorischen oder volkskundlichen Aspekten der alamannischen Grabbeigaben. Veeck – und seine Nachfolger – sahen allerdings eine solche Dorfgemeinschaft noch als etwas in sich Ruhendes und kaum Veränderungen Unterworfenen an. In den seit her vergangenen vierzig Jahren hat sich jedoch herausgestellt, daß jener Zeitraum, in welchem die Geschichte der dörflichen Siedlungen allein durch die Reihengräberfelder tradiert wird, sozialgeschichtliche Vorgänge von außerordentlicher Vielfalt mit sich ge-

bracht hatte. So kommt es dazu, daß noch kein Gräberfeld ausgegraben ist, von dem wir sagen könnten: Das ist schon einmal in dieser Form erforscht worden, das ist nicht neu. Noch bringt ein jeder Friedhof des frühen Mittelalters Überraschendes und bislang Unbekanntes. Und alle diese archäologischen Befunde sind, mit den Methoden unserer Zeit angegangen, abfragbar: nach dem Entstehungsdatum der zugehörigen Siedlung, nach deren bevölkerungsmäßiger Zusammensetzung, nach den Veränderungen dieser Siedlungsgemeinschaft in den ersten Generationen ihres Bestehens und nach dem Standort der bestatteten Bevölkerungsgruppe in der umgebenden politischen und kulturellen Landschaft. Die alamannischen Friedhöfe geben hierauf stets Antwort. Diese fällt um so vollständiger und erschöpfender aus, je umfassender das angetroffene Reihengräberfeld untersucht werden konnte. Im günstigsten Falle liegt das soziale Gefüge einer frühmittelalterlichen Siedlung bis in alle Einzelheiten seiner Entstehung und seiner Veränderungen wie ein aufgeschlagenes Buch lesbar vor uns. Ein vollständig erfaßter Bestattungsplatz ist hierfür die Voraussetzung. Ein Friedhof wie beispielsweise der bei Fridingen im Donautal ausgegrabene wird nach seiner Bearbeitung Ergebnisse bringen, welche mittels historischer Quellen nie zu erlangen gewesen wären.

Wenn das so ist, könnte man fragen, warum beschränkt man sich dann nicht auf die Ausgrabung kompletter Gräberfelder und verzichtet auf die oft mühsame Bergung einzelner Grabfunde und kleinerer Gräberfeldfragmente? Dieser gerade heute aktuellen Forderung nach größtmöglicher Effizienz in Ausgrabung und Forschung ist entgegenzuhalten, daß der gegenwärtige Stand der Geschichtswissenschaft sich bereits nicht mehr damit zufrieden geben kann, ein frühalamannisches Gräberfeld und damit die zugehörige Siedlung als isoliertes Phänomen zu betrachten. Wir wissen um die Dynamik in den Siedlungsvorgängen gerade jener entscheidenden Jahrhunderte zwischen 400 und 700, und die Fragestellungen, welche daraus erwachsen, können fast nur noch mit archäologischen Quellen und nur dadurch gelöst werden, daß man die Friedhöfe ganzer Siedlungslandschaften zu erforschen sucht. Erst wenn man sich dessen bewußt wird, wie sehr ein jeder Siedlungsplatz dieser Zeit in die Mechanik des frühmittelalterlichen Landausbaues eingebun-



1

den ist, wird man die Forderung nach der Erfassung möglichst aller Bestattungsplätze nicht mehr für überspitzt und utopisch halten. Es mag in diesem Zusammenhang zu denken geben, daß man schon nicht mehr unüberprüft annehmen darf, in einem jeden Reihengräberfeld liege die Bevölkerung der *ganzen* zugehörigen Siedlung. Stets ist damit zu rechnen, daß Personenkreise an beiden Enden der sozialen Rangskala nicht auf dem allgemeinen Ortsgräberfeld bestatten durften bzw. bestatten wollten. Alle diese Fragen sind nur durch die Ausgrabung ganzer Gräberfeldensembles zu lösen. Auch wenn daher die Erforschung von Friedhoffragmenten unter heutigen Gesichtspunkten als ein Wechsel angesehen werden mag, der in ferner Zukunft vielleicht einmal einzulösen ist, so ist demgegenüber eindringlich zu betonen, daß die Weichen für die Ziele und Ergebnisse der Forschung an der Frühgeschichte Südwestdeutschlands am Ende unseres Jahrhunderts bereits heute gestellt werden. Denn eine jede Bodenurkunde ist nach ihrer unbeobachteten Zerstörung in unseren Tagen für alle Zeiten vernichtet und durch keine noch so kluge Konjektur mehr zu rekonstruieren.

Das bisher Gesagte gilt es im Auge zu behalten, wenn nunmehr ein frühmittelalterliches Gräberfeld vorgestellt werden soll, von dem höchstens ein Fünftel noch erforschbar war. Es handelt sich um den zu Pleidelsheim, dem Heim des Blidolf, gehörenden ältesten Friedhof. Er lag knapp 1000 m nördlich des heutigen – und wohl auch des alten – Ortskernes. Der Ort Pleidelsheim, im Kreise Ludwigsburg und rechts des Neckars gelegen, näherte sich seit etwa zwanzig Jahren mit

einem Neubaugebiet immer mehr diesem Gräberfeld. War das erste Grab des Friedhofs 1951 noch bei Feldarbeiten zum Vorschein gekommen, so stammen die Einzel- und Grabfunde der folgenden Jahre durchwegs bereits aus Baugruben, so die Goldscheibenfibula des Titelblatts aus der 1958 ausgehobenen Baugrube des Hauses Im Vogelsang 12, der Rest eines reichen Männergrabes aus dem Jahre 1964 von den Baustellen Mörikestraße 30/32. Im gleichen Jahr wurden in der Baugrube zum Haus Mörikestraße 17 etwa neun Gräber beobachtet, darunter ein Pferdegrab mit einer silbertauschierten Trense des frühen 6. Jahrhunderts. 1967 erbrachte der Bau des Hauses Mörikestraße 19 weitere vierzehn Gräber, darunter ein Frauengrab des 5. Jahrhunderts. Alle Funde bis zu diesem Zeitpunkt verdanken ihre Erfassung und Sicherung der Initiative von Privatleuten. Als schließlich 1969 weitere Parzellen im Norden des Friedhofareals überbaut werden sollten, sorgte das damalige Staatliche Amt für Denkmalpflege Stuttgart für eine rechtzeitige Ausgrabung. Die annähernd 150 Gräber, welche 1969 noch aufgefunden wurden (Abbildung 1), sind nur ein geringer Ausschnitt aus dem Reihengräberfriedhof, zudem ein willkürlicher. Nur im Nordwesten scheint die Friedhofsgrenze festzustehen. Die Gesamtzahl aller Bestattungen des Gräberfeldes kann durchaus tausend erreicht haben, projiziert man die Belegungsdichte des planmäßig ergrabenen auf das aus den Einzelfunden erschließbare Friedhofsareal. Die Gräber waren wie üblich nach Osten orientiert. Grabraub, ein schon damals strafwürdiges Delikt, kam gelegentlich vor. Im wesentlichen hat sich jedoch alles das erhalten, was in „Blidolsheim“ zwischen der Mitte des 5. und dem



DAS GRÄBERFELD  
VON PLEIDELSHEIM.

◁ 1 Der Plan der ausgegrabenen Friedhofsläche.

2 Grab 71 bei der Auffindung.

3 Die Prunkwaffe des in Grab 71 bestatteten Mannes war eine Spatha, deren hölzerner oder elfenbeinerner Griff auf der Schauseite mit Goldblech belegt war. Die Scheide, aus zwei fellgefütterten Holzschalen, war mit Silberbeschlägen verklammert und mit silbertauschierten Riemendurchzügen besetzt.

4 Außerdem besaß der Mann Sax, Lanze und Schild; die Metallteile der Waffen sind erhalten. Es handelt sich bei diesem Waffenbestand um die für eine wohlhabende Männergrabausstattung typische Zusammensetzung, die für zwei Jahrhunderte gültig blieb.

3



2  
4



Ende des 7. Jahrhunderts an Schmuck, metallenen Trachtzubehör und Bewaffnung getragen wurde und dessen einstige Besitzer im planmäßig ergrabenen Friedhofsabschnitt bestattet worden waren. Von den mehreren tausend geborgenen Gegenständen konnten die Werkstätten des Württembergischen Landesmuseums bis heute erst einen geringen Teil restaurieren. Auf diesen müssen sich notgedrungen die folgenden Bemerkungen beschränken. Es sind freilich jetzt schon bedeutsame Funde zu vermelden. So hat sich beispielsweise die Zahl der Gräber mit Goldgriffspathen – also mit zweischneidigen Langschwertern, deren Griff mit Goldblech belegt war – in Mitteleuropa durch die Pleidelsheimer Grabung auf achtzehn erhöht. Von unschätzbarem Wert ist es, daß dieses Grab planmäßig geborgen, daß somit seine Vollständigkeit absolut gesichert ist (Abbildung 2). Solches kann man nur von sechs aller Goldgriffspathagräber behaupten. Allein sie überliefern den Habitus, die äußere Erscheinung eines Mannes, der sich zur Spitze der damaligen Bevölkerung rechnen durfte, zuverlässig und vollständig. Es waren Männer, welche ihre Hauptwaffe, das zweischneidige Langschwert (Abbildung 3), bereits mehr zur Repräsentation als zur Kriegsführung gebrauchten. Dies geht aus dem Umstand hervor, daß der Griff der Spatha lediglich auf der Schauseite mit Goldblech belegt war. Die Waffe scheint demnach ihr Besitzer als Demonstration seiner Macht vor sich hergetragen zu haben, wie dies für jüngere Zeitepochen Bilder auf Handschriften und Grabsteinen erweisen und fürs beginnende 7. Jahrhundert das Relief auf dem Helm des Langobardenkönigs Agilulf bezeugt. Auf diesen Darstellungen halten die Hände des Spathaträgers die Spathascheide umklammert, und dem repräsentativen Charakter der Waffe entsprechend war die Scheide reichlich mit aufwendigem Metallzierat bestückt: mit einem silbernen, vergoldeten und mit Almandinen eingelegten Mundblech, mit eisernen, silbertauschierten Durchzügen des Trageriemens, mit silbernen Beschlagknöpfen und einer silbernen Ortbandzwinde. Einem gehobenen Repräsentationsbedürfnis genügte auch die übrige Ausstattung des Toten. Beigegeben waren ein Schild, dessen eiserner, die Hand schützender Schildbuckel silberplattierte Niete aufwies, ein schmaler, einschneidiger Sax, dessen Tragevorrichtung mit Almandinen eingelegt war, und eine Lanzen Spitze (Abbildung 4). Der Leibriemen war mit einer eisernen, silbertauschierten Schnalle verschlossen, der ovale Schnallenbeschlag bestand aus Silber. Am Gürtel, und zwar an dessen Rückenpartie, hing mittels einer silbernen Schnallengarnitur eine Tasche samt Inhalt. Die Grabgrube des reichen Mannes aus Grab 71 hatte die Maße 2,7/1,3 m. Die Bestattung des Toten war dabei in der Nordhälfte erfolgt, die Südhälfte enthielt außer einem Beinkamm nichts. Hier dürften sich Beigaben aus organischem Material befunden haben, wie sie von Gräberfeldern mit besseren Erhaltungsbedingungen her bekannt sind. Zu vermuten wären neben Textilien vor allem Gefäße aus Holz.

Den Reichtum an Gefäßbeigaben in frühmittelalterlichen Gräbern veranschaulicht ein nur wenige Jahrzehnte nach dem Tode des Goldgriffspathaträgers angelegtes Frauengrab, Nr. 140 (Abbildung 5). Es enthielt – ebenfalls im Nordteil einer 2,5/1,45 m großen Grabgrube – das Skelett der Toten mit den unvergänglichen Bestandteilen von Tracht und Schmuck: einem

S-Fibelpaar fränkischer Herkunft aus Silber, einem Bügelfibelpaar gleichen Materials und gleicher Herkunft, einem wirtelförmigen Glasanhänger, einer Glasperlenkette am Hals und dem obligaten Gürtelgehänge. Im Südteil der Grabgrube waren neben allerlei Gerätschaften, wie Schabmesser und Spindel, vor allem Gefäße und Speisebeigaben deponiert. Am originellsten sind zwei Tongefäße in Form eines Schuhpaares (vgl. Abbildung 6). Sie sind in der umfangreichen Serie frühmittelalterlicher Keramik bisher Unikate geblieben. Die Form frühmittelalterlicher Ledersandalen geben sie genau wieder, wie ein Vergleich mit erhaltenen Lederschuhresten aus dem Gräberfeld Oberflacht zeigt. Beide Tonschuhe münden oben in einen Becher von etwa doppelkonischer Form mit einschwingendem, rillenverziertem Oberteil. Derlei Tonbecher gehören zum Standardrepertoire einheimischer Trinkgefäße des 5. und beginnenden 6. Jahrhunderts. Aus dieser Zeit und aus einer süddeutschen Werkstatt stammt somit unser bemerkenswertes Gefäßpaar.

Importiert, und zwar aus dem Westen, sind dagegen ein gläserner Sturzbecher und ein Kästchen mit bronzeblechbeschlagener Schauseite (vgl. Abbildung 6). Ersterer ist trotz seines zerbrechlichen Äußeren nur eines von Dutzenden gleichartiger Importgefäße in Süddeutschland und dokumentiert die Dichte frühmittelalterlichen Glasimportes im 6. Jahrhundert. Während Sturzbecher daher auch in Gräber lediglich durchschnittlich Begüterter gelangten, finden sich Holzkästchen mit Metallbeschlägen nur bei überdurchschnittlich ausgestatteten Toten. Seit spätantiker Zeit dienten sie zur Aufbewahrung von Schmuck und sind infolgedessen stets Attribute von Frauenbestattungen. Alle bronzeblechbeschlagenen Holzkästchen des 6. Jahrhunderts wurden in einem kurzen Zeitraum einige Jahre nach 500 hergestellt und sind sich so ähnlich, daß sie nur aus wenigen Werkstätten, deren Lage man in Rheinhessen wie im Kölner Raum vermuten darf, stammen können. Das Holz des Kästchens ist natürlich im Laufe der Jahrhunderte vergangen. Nur der sorgfältigen Bergung der hauchdünnen Bronzeblechreste (vgl. Abbildung 7) und der Konservierungskunst des Württembergischen Landesmuseums ist es zu verdanken, wenn das Schmuckkästchen in der vorliegenden Form und so perfekt rekonstruiert werden konnte, daß sogar der Schloßmechanismus wieder funktioniert.

Die bisherigen Ausführungen beschäftigten sich mit zwei der reichsten Bestattungen des Gräberfeldes Pleidelsheim und umschrieben Persönlichkeiten, welche unzweifelhaft zur Prominenz des frühmittelalterlichen Ortes gehörten. Nach dem eingangs Gesagten sollte es jedoch das Ziel einer Gräberfelduntersuchung sein, das Verhältnis der einzelnen, sozial unterscheidbaren Bevölkerungsgruppen zueinander und Veränderungen in solchen Beziehungen zu beschreiben. Hierfür scheinen in Pleidelsheim, einem weitgehend zerstörtem und nur partiell erschlossenen Friedhof, die Voraussetzungen auf den ersten Blick denkbar schlecht. Auf den zweiten Blick wird jedoch sichtbar, daß auch die unsystematisch geborgenen Einzelfunde manchmal Bestattungen zuweisbar sind, welche rangmäßig den beschriebenen Gräbern 71 und 140 nicht nachstehen. In erster Linie ist hier die auf dem Titelblatt abgebildete Scheibenfibel zu nennen, die größte und prächtigste, welche bisher in Baden-Württemberg gefunden wurde. Die goldene Schauseite von 7,5 cm Durchmesser wiegt

5 DAS PLEIDELSHEIMER GRAB 140 bei der Auffindung. Deutlich zeichnet sich die Grabgrube als dunklere Erdverfärbung im umgebenden Boden ab. Rechts der Toten sind die bronzenen Überreste des Kästchens und – weiter unten – die Schuhgefäße zu erkennen.

6 Die in der Südhälfte von Grab 140 niedergelegten Gefäßbeigaben waren die kostbarsten des Friedhofes von Pleidelsheim: ein Paar Schuhgefäße aus dünnwandigem Ton, ein gläserner Sturzbecher und ein Holzkästchen mit bronzebeschlagener Schauseite (im Vordergrund der zugehörige Schlüssel). Das Gefäßpaar ist einheimischer Herkunft, Glas und Schmuckkasten waren aus dem Rheinland importiert worden.



5  
6





7 DIE SCHAUSEITE DES HOLZKÄSTCHENS bestand aus punzenverziertem Bronzeblech; sie war durch Einlagen aus Glas zusätzlich geschmückt. Die Herstellung solcher Schmuckkästchen erfolgte ausschließlich für den Bedarf wohlhabender Familien in wenigen zentralen Werkstätten, die noch in spätantiker Tradition arbeiteten. Von diesen Kästchen führt ein direkter Weg zu frühchristlichen Reliquiaren und Sepulchren des 8. und 9. Jahrhunderts. Um die in tausend Einzelteile zerbrochene Schauseite des Holzkästchens im Zusammenhang bergen und wieder zusammensetzen zu können, bedurfte es größter Sorgfalt. Hier die Bronzeblechteile vor der Restaurierung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart.

13,65 g und ist mit Filigranwerk und mit Fassungen für 186 Stein- und Glaseinlagen besetzt. Ihre Grundform geht auf Vierpaßfibeln aus fränkischen Werkstätten zurück, und diese Herkunft ist auch für das Pleidelsheimer Stück anzunehmen. Die Tote, welcher die Goldfibel einst gehört hatte, muß der gleichen sozialen Schicht angehört haben wie die in den Gräbern 71 und 140 Bestatteten, nur lebte sie ein Jahrhundert später. Dies zeigt uns an, daß jene prominente Bevölkerungsgruppe, welche erstmals mit dem Goldgriffspathaträger der Zeit um 500 faßbar wurde, überaus lange in Pleidelsheim ansässig war. Eine solche soziale Stabilität ist im frühen Mittelalter eher die Ausnahme als die Regel. Und noch ein zweites wird deutlich: Die Bestattungen jener wirtschaftlich führenden Persönlichkeiten verteilen sich regellos über das gesamte Friedhofsareal. An keiner Stelle ist sichtbar, daß sich diese extrem reichen Gräber zu einem separaten Grabbezirk zusammengeschlossen hätten, archäologisches Indiz dafür, daß jene prominente Personengruppe ihre wirtschaftliche Stellung bereits zu einer sozialen Abtrennung von der übrigen Bevölkerung benutzt hätte. Wir müssen vielmehr mit zwei Möglichkeiten rechnen. Die erste wäre, daß jene reichsten Pleidelsheimer mehr als 150 Jahre hindurch lediglich die Spitze einer bäuerlichen Bevölkerung bildeten, ohne jegliche politischen und gesellschaftlichen Ambitionen. Auf keinen Fall darf man in ihnen eine Familie von Adel sehen. Die zweite, erst nach genauester Prüfung aller im Fundmaterial begründeten Argumente vorzuschlagende Möglichkeit wäre, die Beziehungslosigkeit der „Spitzengräber“ zueinander damit zu erklären, daß jene prominente Personengruppe öfters ausgewechselt worden wäre. In erster Linie hätte man dabei an Beamte zu denken, und die starke fränkische Komponente im Beigabengut aller Bestattungen könnte durchaus für diese Lösung sprechen. Hier wird eine fortschreitende Konservierung der Pleidelsheimer Grabfunde sicher noch zur Klärung beitragen.

Trotz der scheinbar ungünstigen Voraussetzungen erbrachten die Grabungen am frühmittelalterlichen Gräberfeld von Pleidelsheim das Bild der sozial differenzierten Dorfgemeinschaft des 5. bis 7. Jahrhunderts.

Noch darf freilich die dabei sichtbar gewordene vermögende Personengruppe zu den Spitzenfamilien nur des Dorfes, nicht des Landes gezählt werden. In dieser Formulierung ist der Pleidelsheimer Befund beinahe verallgemeinbar: Überall im Südwesten Deutschlands stößt man immer wieder auf jene solide, die soziale Strukturpyramide eines jeden Dorfes nach oben abschließende reiche Bevölkerungsgruppe, welche sich des öfteren adelsähnliche Züge zuzulegen wußte, im ganzen genommen jedoch nur eine wohlhabende Mittelschicht, keinesfalls die Oberschicht des Landes bildete. Diese ausgesprochen breit gestreute Mittelschicht scheint zu wohlhabend gewesen zu sein, als daß sie politisch ohne Bedeutung geblieben wäre, und auf der anderen Seite wiederum nicht wohlhabend genug, als daß ihr politischer Einfluß sich in irgendwelchen heute noch sichtbaren Großtaten niedergeschlagen hätte. Die wirtschaftliche Macht jener Familien, die in der Frühzeit St. Gallens ganz im Süden Alamanniens so selbstbewußt auftraten, scheint von der großen Masse jener Leute, die sich nach dem Muster der Pleidelsheimer Gräber 71 und 140 bestatten ließen, nie erreicht worden zu sein. Mit einer mangelnden Dotierfähigkeit wäre erklärbar, weshalb es im nördlichen Alamannien, im heutigen Württemberg, im 7. Jahrhundert nie zur Gründung bedeutender Klöster kam, obwohl das Land damals längst dem christlichen Glauben anhing. In der Tat ist dort, wo wir solche Klöster haben, in Baiern und in der heutigen Nordschweiz, die soziale Struktur der frühmittelalterlichen Bevölkerung eine ganz andere. Diese Bemerkungen mögen dem an der Landesgeschichte Interessierten zeigen, daß unsere Reihengräberfelder der Merowingerzeit mehr zu geben imstande sind als Bewegliches aus Haus und Hof des frühen Mittelalters.

Dr. Rainer Christlein  
 Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege · Vor- und Frühgeschichte  
 Außenstelle für Niederbayern  
 83 Landshut · Siemensstraße 9

# Karl List: Die Reichsabtei Schuttern

Ergebnisse der Grabungen in den Jahren 1972 bis 1975

*Karl List ist langjähriger Mitarbeiter des Freiburger Denkmalamtes und wurde von ihm mehrfach mit der Leitung von Ausgrabungen betraut. In zahlreichen Publikationen hat er die Ergebnisse dieser Forschungen dargelegt und denkmalpflegerische Probleme diskutiert. Einen ersten kurzen Bericht über seine Untersuchungen in der Klosterkirche Schuttern legte er in Heft 3, 1972, 37 f. unseres Nachrichtenblattes vor.*

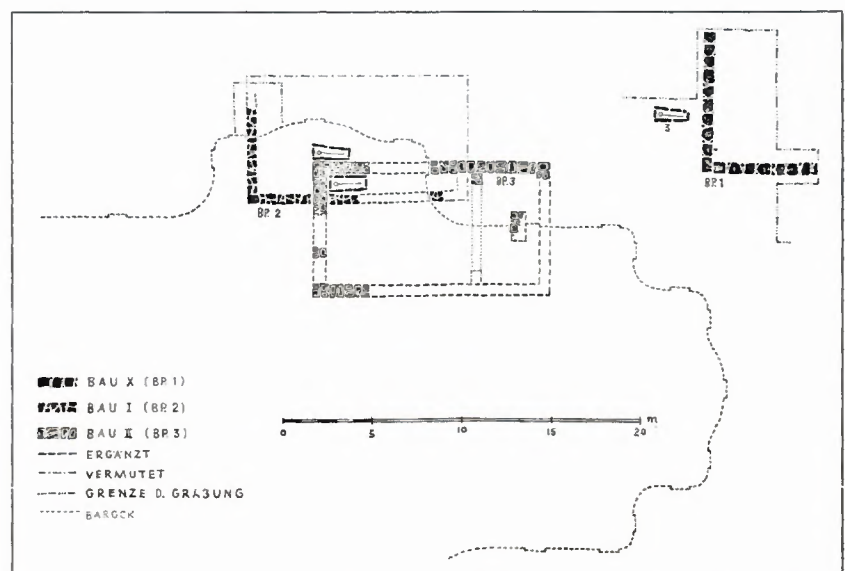
Wie bei vielen Klöstern verliert sich auch bei der Abtei Schuttern der Ursprung, die Gründung des Klosters, in legendenhafter Überlieferung. Sie und die historisch belegten Nachrichten waren jedoch so bedeutsam, daß die Möglichkeit, unsere Kenntnisse über die frühchristliche Zeit in der Ortenau zu erweitern, unbedingt genutzt werden mußte. Die notwendig werdende Renovierung der baulich beachtlichen ehemaligen Klosterkirche bot Gelegenheit für eine archäologische Untersuchung, um so mehr, als die Mittel für eine Instandsetzung erst in Jahren bereitstehen würden und so auch zeitlich eine Grabung möglich war, zumal der Gottesdienst – wenn auch räumlich eingeschränkt – weiterhin in der Kirche stattfinden konnte.

Entgegen der von maßgebenden Historikern bisher vertretenen Auffassung, daß mit einer vorpirminischen Ansiedlung von Klöstern in der Ortenau nicht gerechnet werden könne, legen archäologische Untersuchungen nahe, daß im Raum der Ortenau vor Pirmin nicht nur Herrenkirchen vorhanden waren. Die Grabung in Schuttern dürfte bestätigen, daß auch hier der Überlie-

ferung eine geschichtliche Wirklichkeit zugrunde liegt. Die Chronik des Klosters berichtet von der Gründung der Abtei Offonis-Cella im Jahre 603 durch Offo. Diese rückt damit in die Zeit Columbans, der die Abteien in den Westvogesen gründete. Die politischen Verhältnisse in der Ortenau sprechen nicht gegen einen merowingischen Adligen namens Offo aus dem Raume Metz-Trier als Gründer, aber auch nicht gegen einen irischschottischen Mönch dieses Namens aus adligem Geschlecht. Der Name Offo ist im Namen der Abtei bis 1024 urkundlich belegt. Der Gründer Offo hatte vermutlich keine mächtige Familie hinter sich, weshalb das Kloster hundert Jahre später herabgekommen zu sein und darniederzulegen zu haben scheint.

Geographisch lag diese klösterliche Niederlassung im rechtsrheinischen Brückenkopf des Straßburger Bistums. Entscheidend für die Beurteilung der Lage des Klosters war aber mit einiger Sicherheit der Einfluß des in Sichtweite gelegenen merowingischen Königshofes Burgheim auf dem östlich anliegenden Höhenzug. Burgheim, einst ein römischer Platz, verfügte sicher über die damals noch

1 SCHUTTERN  
(Gemeinde Friesenheim, Ortenaukreis).  
Plan der ersten Bauperioden mit den  
der Merowingerzeit entstammenden  
Bauten I und II.





2 DER VERMUTLICH ERSTE KIRCHENBAU (Bauperiode 2) in Schuttern wurde durch zahllose Grablegungen zerstört. Blick auf die Südwest-Ecke dieses merowingischen Gebäudes.

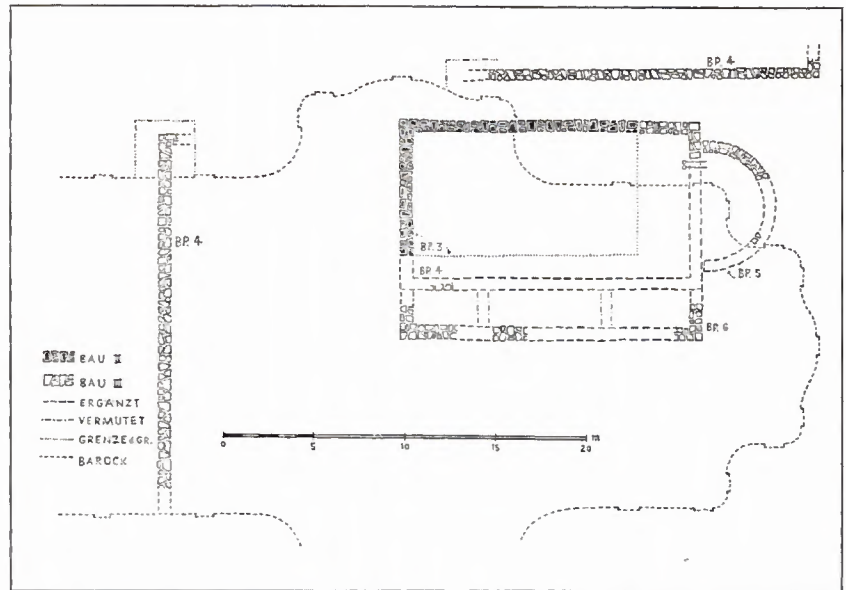


3 BLICK VON SÜDEN auf die Nord-west-Ecke des zweiten merowingischen Baues (Bauperiode 3) mit Steinplatten-gräbern. Das innere Grab ist durch eine Brandstelle am Fußende zerstört; nördlich an der Mauer liegt ein Grab in situ. Rechts ist das Fundament der romanischen Basilika zu erkennen.



4 DAS STEINPLATTENGRAB an der nördlichen Außenmauer von Bau II (siehe Abbildung 3) nach der Öffnung, von Norden gesehen.

5 SCHUTTERN. Plan der Bauperioden 4 bis 6. Bau III, sehr wahrscheinlich in pirminischer Zeit, nämlich der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts, ausgeführt, behielt im Norden und Westen die Maße des merowingischen Vorgängerbaues II. Nach Osten und Süden wurde er hingegen erweitert; auch fügte man im Osten eine Apsis und im Süden Annexbauten hinzu.



6 BLICK VON OSTEN auf die Nordost-Ecke des Baues III mit angesetzter Apsis.









gut bekannten römischen Areale im nahen Ried. Die Steinkirche in Burgheim ist eine Gründung des 7. Jahrhunderts. Die einst mit reichen Beigaben versehenen Herrschaftsgräber in der Kirche bestätigen dies. Die Lage des Klosters im damals unwegsamen Ried und die Platzierung im antiken Trümmerfeld ist für eine merowingische Gründung typisch, gleichfalls aber das Patrozinium: Maria, Peter und Paul.

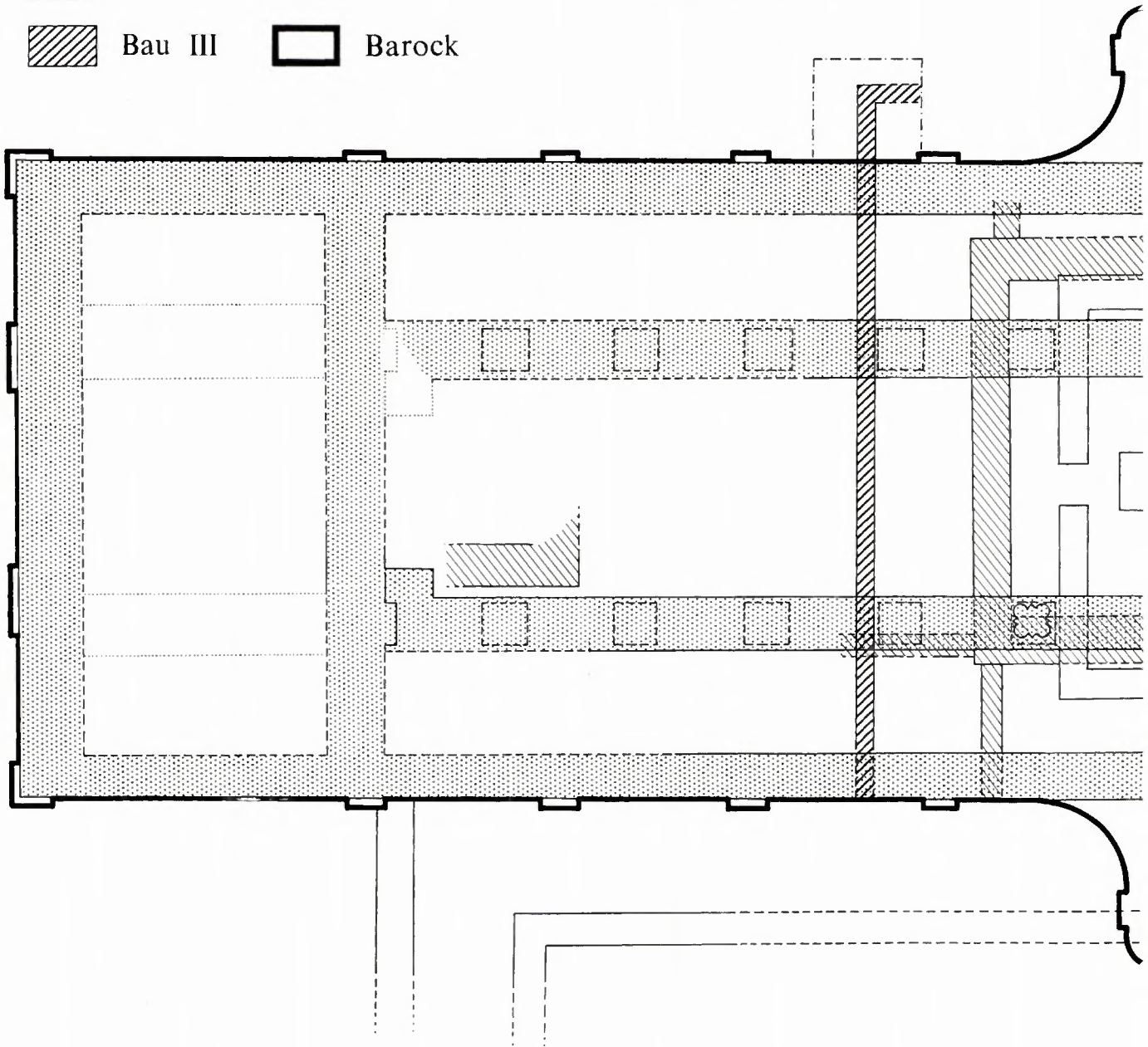
In den Fundamenten der vierten Bauperiode fanden sich in Schuttern — neben Leistenziegelbruch — öfter brandgeschädigte Steine. Da diese Steine am Fundort jeder Feuereinwirkung entzogen waren, können sie nur früheren Bauten entstammen. Das weist auf die Alamanneneinfälle im 7. und 8. Jahrhundert hin. Aber auch die vorausgehende Bauperiode, der Bau II (Abbildung 1, 3 und 4), mit seinen Steinplattengräbern und dem Maßverhältnis 20/40 römische Fuß (5,90/11,80 m) im Lichten ist nicht der Gründungsbau. Als solchen müssen wir den nur noch im West- und Südfundament greifbaren Bau I (Bauperiode 2, Abbildung 1 und 2) ansprechen, dessen Nordseite durch zahllose Bestattungen im Laufe

der Jahrhunderte zerstört wurde, dessen Ostabschluß aber späteren Bauten zum Opfer fiel.

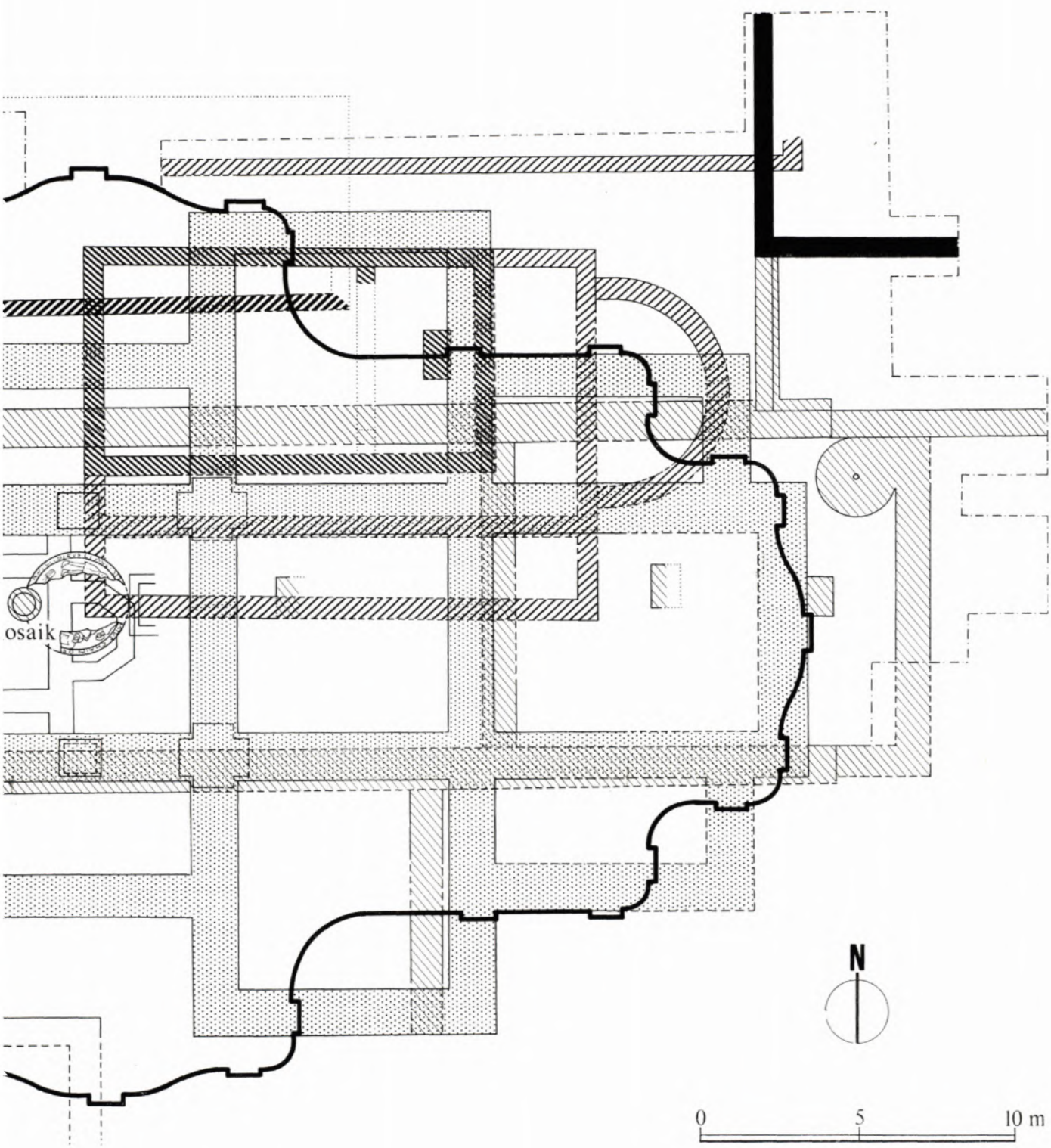
Erst der Bau III mit den Bauperioden 4–6 (Abbildung 5) dürfte der pirminischen Zeit angehören. Mit seiner lichten Abmessung von 25/50 römischen Fuß liegt er unter den Maßen des Gründungsbaues im benachbarten Schwarzach (35/100 Fuß) und auch noch unter den Abmessungen des Pirmin-Baues auf der Reichenau (32/75 Fuß). Dieser Bau III mit angesetzter Ostapsis (Abbildung 6) und dem sich auf die ganze Länge erstreckenden südlichen Annex zeugt von einem regeren Leben des Klosters, dem das erneuerte Interesse der führenden Adelschicht an der frühen Gründung zur Neubelebung verholfen haben mag. Nördlich liegende Klausurbauten und eine westliche Umfassungsmauer deuten ebenfalls auf eine Ausbauperiode des Klosters.

Baulich unabhängig von all diesen Vorgängerbauten zeigt sich der Bau IV (Abbildung 8). Er stellt sich wieder als langgezogenes Rechteck dar, mit 10 m Breite und 34 m lichter Länge (30/100 karolingische Fuß) entspricht

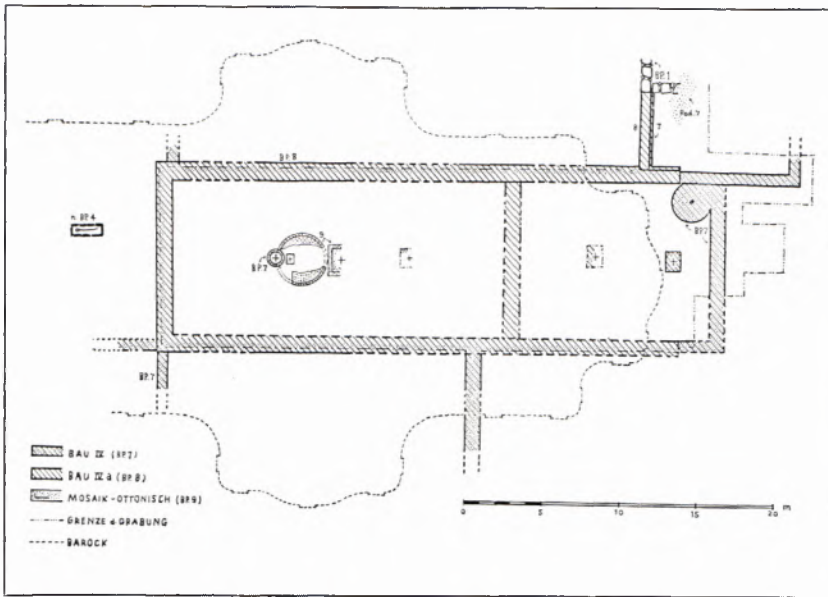
- |   |         |   |         |         |                  |
|---|---------|---|---------|---------|------------------|
|  | Bau X   |  | Bau IV  | -----   | Ergänzungen      |
|  | Bau I   |  | Bau V   | .....   | hyp. Ergänzungen |
|  | Bau II  |  | Gotisch | - - - - | Grabungsgrenze   |
|  | Bau III |  | Barock  |         |                  |





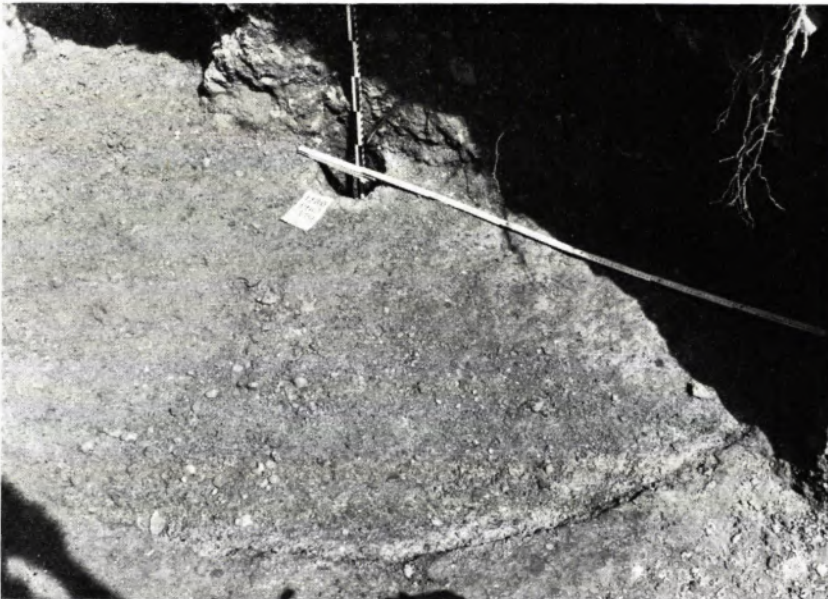


7 DIE REICHSABTEI SCHÜTTERN. GESAMTPLAN DER ARCHÄOLOGISCH ERFASSTEN BAUPERIODEN.



8

9



## 8 SCHUTTERN.

Plan der Bauperioden 7 bis 9.  
Der karolingische Bau IV/IVa lehnt sich im Grundriß an keine der älteren Kirchen an.

9 Kreisförmige Kalkmörtelscheibe mit dem zentralen Spindeloch einer Wendeltreppe in der Nordost-Ecke des Baues IV. Blick von Südosten.

10 Das starke Fundament der Nordmauer von Bau IV endet mit Kieselgestück, nach Osten führt eine schwächere Mauer weiter, die nur noch als ausgeraubter Fundamentgraben erhalten ist. Sie gehört vermutlich zu einem älteren Bau, den die Treppenspindel (siehe Abbildung 9) mit dem Sanktuarium verband.

11 Blick von Nordosten auf das Sickergestück der Nordwand von Bau IV (vorne). Über das Gestück der etwas höher liegenden Querschranke dieses Baues zieht das Fundament der Nordost-Vierung der romanischen Basilika.

12 Das tiefliegende Südwest-Eckfundament des Baues IV von Osten gesehen. Links sind das Fundament eines älteren südlichen Anbaues, oben der Ansatz einer nach Westen führenden Mauer (Atrium), rechts das mächtige Fundament der romanischen südlichen Arkadenwand zu erkennen.

13 Dieses Steinplattengrab, dessen Stöße vermörtelt sind, sitzt mit dem Fußende in einem älteren Mauerfundament. Die Deckplatte ist eine Spolie, vermutlich aus einer römischen Ruine. Auf der sauber gearbeiteten glatten Seite sind die Standflächen zweier Säulchen sichtbar.

er der Ausdehnung des Baues I in Schwarzach. Als im Jahre 817 Ludwig der Fromme die Dienstleistungen der Reichsabteien festlegen ließ und Schuttern auf der Liste gleich nach Lorsch an zweiter Stelle erschien, muß das Kloster größere Bedeutung gehabt haben; Bau IV dürfte in diese Zeit datiert werden. Zur Anlage des vierten Kirchenbaues gehört in der ersten Zeit ein nördlich des Sanktuariums angebauter Trakt; eine Spindelstreppe im nordöstlichen Chor (Abbildung 9) diente der Verbindung zwischen der Kirche und diesem Bauteil. Einer vermutlichen Zerstörung des Baues IV muß eine Erneuerung in den gleichen Abmessungen gefolgt sein, wobei im steinarmen Ried die alten Fundamente herausgerissen wurden, um dem wesentlich stärkeren und tiefergreifenden Fundament Raum zu geben. Allein der alte Ostabschluß muß in die neue Kirche übernommen worden sein, da hier das neue und stärkere Fundament mit seinem signifikanten Kieselgestück sowohl in der Nordwand wie auch in der Südwand auf gleicher Koordinatenhöhe abbricht und in die ältere und nicht so

tiefgreifende Mauer übergeht (Abbildung 10). Auch eine Bauplanänderung — nach Errichtung des Osteils — könnte dem stärkeren Westbau zugrunde liegen. Das östliche Drittel des Baues IV besaß keinen eingezogenen Chor, doch ein Querfundament mit Sickergestück (Abbildung 11) bezeugte seine Abschränkung.

In den vorstehend skizzierten frühen Kirchenbauten sind nur vier Steinplattengräber freigelegt worden (Abbildung 3 und 4) — außer zahllosen späteren Erdgräbern. Beigaben fanden sich in keinem dieser Steingräber, sieht man von einer schlichten Bronzenadel ab. Doch bei zwei Plattengräbern sind Spolien zum Bau verwendet worden (Abbildung 13), die eine Herkunft aus römischen Ruinen nahelegen. Nicht gefunden wurden in den ersten Bauten die Stiftergräber; sie konnten auch nicht gefunden werden, weil die entsprechenden Stellen, die Stiftergräbern angemessen wären, ohne Ausnahme durch spätere Bauten vernichtet bzw. überbaut worden sind. Erst im Bau IV fand sich ein aus mehreren Grün-



10

11



12

13





14

14 DER ZERSTÖRTE RELIQUIEN-BEHÄLTER des Baues IV von Westen gesehen. Der kleine Maßstab links oben steht auf der Randlinie des ottonischen Mosaiks. Am oberen Mauer-  
rand des Reliquienbehälters ist rechts der dunkle Rand einer Brandgrube sichtbar, in die der Rundbehälter ge-  
mauert wurde.

15 DAS MOSAIKMEDAILLON des Reliquiengrabes von Nordosten. Am Ostrand des Mosaiks befindet sich der Fundamentrest eines späteren Altars. Der Steinbogen in der oberen Bildhälfte bildete den festen Unter-  
grund für den Altar im Offo-Mau-  
soleum des Abtes Hermann Börner, einer Grabkirche, die um 1283 in der Mitte der romanischen Basilika errich-  
tet wurde. Rechts oben die gotische Fußbodenhöhe.



15

16

16 Kain erschlägt Abel. Fragment des Mosaikmedaillons, das auf den Boden des karolingischen Kirchenbaues IV aufgetragen wurde.

17 Der Kopf Abels. Detail aus dem Mosaik, dessen Material – schwarze, rote und weiße Steine – aus Kieseln der Schütternener Landschaft geschlagen ist.



17

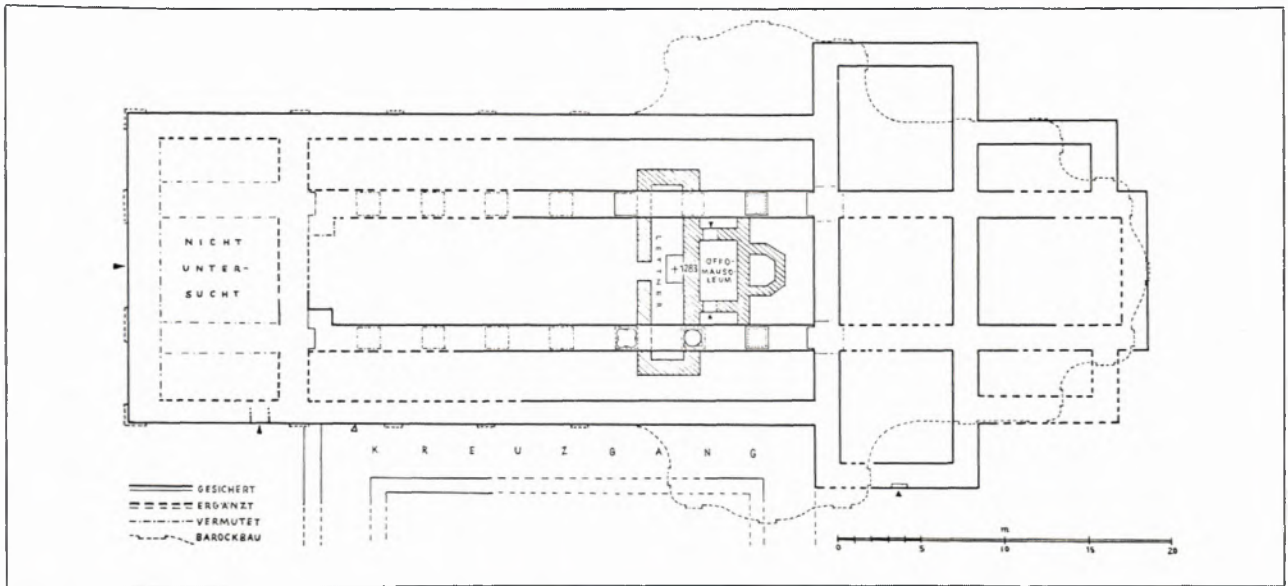


18 SCHUTTERN.

Links im Bild ist das nördliche Querhausfundament der romanischen Basilika von Nordwesten her zu sehen, darunter die überbaute Nordwest-Ecke des Altarfundamentes der vermutlich zweiten, merowingischen Kirche. Nach rechts verläuft das Fundament des barocken Nordchores, der mit romanischen Spolien durchsetzt ist.



19 Plan der romanischen Basilika, um 1150. Bau V.



den beachtliches Sepulcrum (Abbildung 14). Es handelt sich um einen rundgemauerten Reliquienbehälter, zum Teil zerstört, dessen Sohle 3,65 m unter dem heutigen und 1,15 m unter dem Boden des karolingischen Baues IV lag. Die brunnenschachtähnliche Mauerung war in eine Brandgrube gesetzt worden, deren schwarzroter Brandring sich deutlich im gewachsenen Löß-Letten abhob. Wie zu erwarten, war das Reliquiengrab leer, doch bei näherer Untersuchung fand sich im Zirkelpunkt des Behälters ein tief im Boden sitzender Pflock von 36 mm Durchmesser. Die genau zentrale Lage im Westteil der Kirche läßt die Deutung des Pflockes als Meßpflock zu. Die in dieses Sepulcrum übertragenen Gebeine müssen für das Kloster große Bedeutung gehabt haben, richtet sich doch, wie Nachmessungen ergeben haben, der Bau der Kirche (Bau IV) nach diesem Reliquiengrab.

Diese Annahme wird bestätigt durch den sensationellen Fund des bisher ältesten deutschen Bildmosaiks, des einzigen vor dem 12. Jahrhundert (Abbildung 15–17). Ältere Mosaiken im deutschen Raum sind römischer

Herkunft. Noch auf dem Boden der karolingischen Kirche, doch zu ottonischer Zeit, wurde das Mosaik-Medaillon als Fassung eines erneuerten Reliquienbehälters aufgebracht. Der Boden der karolingischen Kirche hatte die zwischenzeitliche Zerstörung des Langhauses überdauert; hochaufgetragene schwarze Schmutzschichten über dem ursprünglichen rötlichen Ziegelmehlestrich lassen das erkennen. Über Art und Herkunft dieses einzigartigen Fundes wird gesondert berichtet, hier ist nur eine kurze Darstellung möglich. Das Medaillon – 3,38 m im Durchmesser – ist weitgehend zerstört und das ganze Mittelstück ausgebrochen, doch Funktion, Bedeutung und Thema sind ablesbar. Das Mosaik ist nachträglich auf dem Boden der karolingischen Kirche aufgebracht worden und überdeckt das ältere Reliquiengrab. Die übernommenen Reliquien selbst sind dabei in einen Behälter – in der unteren Mitte des Mosaiks – übertragen. Von diesem Behälter ist nichts erhalten, nur die geraden Ansatzkanten mancher Mosaikbruchstücke – von denen über hundert geborgen werden konnten – verraten sein Vorhandensein. Das Mosaik war also eine

neue Fassung des Reliquiengrabes (des Stifters Offo?), 5 cm über dem Boden und nie belaufen, was auf die Heiligkeit des Ortes für die Klostergemeinde schließen läßt. Jahrzehnte später wurde an der östlichen Peripherie des Mosaiks ein Altar errichtet, dessen Stipes – er war hohl – wohl nun die Reliquien übernommen hatte. Die bildliche Darstellung des Mosaiks zeigt auf der linken Seite Kain und Abel, ihre Opfergaben erhebend; auf der rechten Seite den mit einem Beil zuschlagenden Kain und den stürzenden Abel. Die Figuren in der Mitte – es müssen nach den gefundenen Bruchstücken zwei Gestalten gewesen sein – standen über dem Reliquienbehälter. Von der umlaufenden Inschrift blieb auf der linken oberen Hälfte erhalten: . . . VNERA · ABEL · EXTENDIT · DEVS . . ., rechts gegenüber: . . . C · IRATVS · CHAIN · OC . . . Weitere Textbruchstücke sind fragmentarisch und noch nicht bearbeitet. Das ganze Mosaik hat Bildcharakter, im Gegensatz zu den teppichartigen ornamentierten Bodenmosaiken römischer und hochmittelalterlicher Zeit.

Der vierte Kirchenbau besaß an der Südseite Annexbauten (Abbildung 8); ein in seinen Abmessungen ungeklärtes Atrium läßt sich nach den geringen Fundamentresten nur vermuten. Auch eine Torkapelle (noch in Untersuchung) scheint im Westen die karolingische Anlage ausgezeichnet zu haben. Die reiche farbige Ausstattung des Baues IV ist durch ein herabgestürztes Wandstück mit anhängendem Putz belegt.

Dem großen Bedarf an Steinmaterial ist es zuzuschreiben, daß relativ wenige Spolien der frühen Bauten I bis IV gefunden werden konnten; alles wanderte in die mächtigen und ausgedehnten Fundamente der romanischen Basilika, auf denen zum größten Teil der heutige barocke Bau ruht. Nur die Querhausfundamente des Barockbaues sind ihrerseits gespickt mit unzähligen romanischen Werkstücken (Abbildung 18), weil diese Fundamente damals neu gesetzt wurden.

Die romanische Basilika (Bau V, Abbildung 19) wurde im 12. Jahrhundert mit Unterbrechungen und Störungen durch Überfälle und Brände errichtet. Sie entspricht in der Anlage der Hirsauer Bauweise. Von ihr sind noch die westliche Südwand – mit vermauertem Nebenportal – und die westliche Nordwand im aufgehenden unteren Teil erhalten. Hier sind die Quaderspiegel fast alle (wie in Rosheim 1140) mit Fischgrätmuster belegt. Im Osten ist das Sanktuarium dreifach gegliedert: flach geschlossener Hauptchor und beiderseits zurückgesetzte Nebenchöre, ebenfalls ohne Apsiden. Apsiden fehlen auch am nördlichen und südlichen Querhaus (vgl. Murbach, 3. Viertel 12. Jahrhundert). Die romanische Basilika war

reich mit Skulpturen geschmückt, die Säulenbasen zeigen schlichte Eckzehen, einige Säulen sind vierfach gebündelt, im Querschnitt einem Vierpaß gleichend.

Westlich vor dem *chorus minor* ließ nach der Klosterchronik der Abt Hermann Börner das erst durch die Grabung ermittelte „Offomausoleum“ errichten, das von einem gleichzeitig gebauten Lettner gegen das Langhaus abgeriegelt war. Die Längsachse der Basilika hatte sich gegenüber der Achse des karolingischen Baues um ca. 0,80 m südwärts verschoben, dementsprechend stand nun der Reliquienaltar im Offomausoleum nicht mehr exakt über dem Reliquiengrab des Baues IV. Eine Anzahl gotischer Spolien und die dendrochronologische Untersuchung einiger Eichenpfosten aus dem Lettnerfundament bezeugen den Bau Hermann Börners um 1283.

Die wechselvollen Jahrhunderte des späteren Mittelalters brachten dem Kloster eine Anzahl Brände und Teilerneuerungen, zu einem Neubau aber kam es erst im 18. Jahrhundert, als Geld und eine andere Baugesinnung vielerorts Gelegenheit bot, die „barbarischen“ romanischen Bauten abzubauen. Als erstes mußte der romanische Westbau – dessen Gestalt heute unbekannt ist! – dem architektonisch sehr beachtlichen Barockturm weichen, doch hat dieser 1722 geweihte Turm inzwischen einige Änderungen erfahren. Erst in den Jahren 1767–1771 kam es zum Neubau auch des Langhauses und der östlichen Trakte. Dieser Barockbau besaß eine reiche Innengliederung mit geschwungenen Emporen und eine originelle Dachkonstruktion mit Dachreiter über der Vierung. Aber noch vor der Zerstörung durch den großen Brand im Jahre 1853 mußten bauliche Eingriffe vorgenommen werden, die zum Teil von erschreckender Verständnislosigkeit gegenüber der prächtigen barocken Ausstattung zeugen. Später haben sich bedeutende Baumeister des Landes um diese berühmte Kirche bemüht – es seien nur Hübsch und in neuerer Zeit Ostendorf genannt –, die Zeit ist gekommen, der Kirche wieder innen und außen das ihr angemessene Gesicht zu geben. Man ist es nicht nur ihrer großen Vergangenheit – auf welche die Grabung ein erhellendes Licht geworfen hat –, man ist es sich selbst schuldig, um im Urteil künftiger Generationen nicht so kläglich dazustehen wie die Generation in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Karl List  
Architekt  
763 Lahr · Bürklinstraße 48

## Hans Rolli: Alte Glocken im Nordteil der Erzdiözese Freiburg

*Die Glocken sind ein integrierender Bestandteil der zahlreichen Kirchen unseres Landes, deren Klang mit zu den Eigentümlichkeiten von Stadt und Land gehört und bis heute – vielleicht manchem unbewußt – unseren Tagesrhythmus prägt. Meist auf unzugänglichen Türmen hängend, sind sie in ihrer Gestalt und geschichtlichen Entwicklung nur wenigen Fachleuten bekannt, die sich aus Neigung oder beruflicher Verpflichtung mit ihnen beschäftigen. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß Hans Rolli, der sich während seiner Tätigkeit beim Erzbischöflichen Bauamt in Heidelberg umfassende Kenntnisse auf diesem Gebiet erworben hat, im folgenden Beitrag einen Abriß der Entwicklung und Geschichte der Glocken Nordbadens gibt.*

Das Gebiet, über das hier berichtet wird, umfaßt den Raum des ehemaligen Regierungsbezirkes Nordbaden, wie er bis zum Jahr 1972 vor der Kreisreform im Land Baden-Württemberg sich darstellte. Er besteht aus den ehemaligen Kreisen Karlsruhe, Pforzheim, Bruchsal, Sinsheim, Heidelberg, Mannheim, Mosbach, Buchen, Tauberbischofsheim. Die nachfolgenden statistischen Angaben sind aus der Kartothek ermittelt, die ich als für diesen Teil der Erzdiözese Freiburg zuständiger Glockeninspektor im Vollzug der Wiederbeschaffung der Geläute nach 1945 angelegt habe. Eine vollständige Inventarisierung und wissenschaftliche Bearbeitung im Rahmen des „Deutschen Glockenatlas“ ist in absehbarer Zeit für den ganzen badischen Landesteil und für den Gesamtbestand (katholische, evangelische und profane Glocken) zu erwarten. Es kann hier also nur ein lückenhafter Teilüberblick gegeben werden.

Schon vor den beiden Weltkriegen ist der Glockenbestand in diesem Landesteil durch die Orleanischen Kriege aufs schwerste betroffen und gelichtet worden. In 483 Türmen von katholischen Pfarr- und Fialkirchen und von kircheneigenen Kapellen hängen heute nur noch 149 vor dem Jahr 1870 gegossene Glocken bei einem derzeitigen Gesamtbestand von ca. 1750 Stück. Die 18 aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten stammenden sogenannten Patenglocken, die noch in nordbadischem katholischem Besitz sind, mußten hier natürlich unberücksichtigt bleiben; sie sind nur Leihgaben und haben auch nichts zu tun mit der heimischen Glockenkultur. Besonders arm an alten Glocken ist die nördliche Rheinebene, während die ehemals zu Würzburg und Mainz gehörenden Gebiete, die nicht so häufig von Kriegen überzogen wurden, einen etwas reicheren Bestand aufweisen, der aber sich in

keiner Weise mit den südbadischen Beständen – etwa im Bodenseeraum – quantitativ und qualitativ messen kann. Besonders spärlich vertreten sind Glocken in vorgotischer Rippe<sup>1</sup> (etwa bis zum Jahr 1300); von diesen gibt es nur drei (ohne Gießernamen und Gußdatum). Die ältesten dürften ein gis“ (37,6 cm  $\Phi$ , 32 kg) in Paimar und ein f“ (49 cm  $\Phi$ ) in der St.-Gangolf-Kapelle bei Neudenu sein (Abbildung 1). Beide haben noch zuckerhutähnliche Form.

1 ST. GANGOLF BEI NEUDENAU (Kreis Heilbronn), Glocke aus der Zeit um 1300.



<sup>1</sup> Unter Rippe versteht man den senkrechten halbseitigen Schnitt durch die Glocke. Man kann Glocken gleicher Tonhöhe mit geringerer Wandstärke (in leichter Rippe) oder mit größerer Wandstärke (in schwerer Rippe) gießen. Im zweiten Fall ist das erzielte Klangvolumen entsprechend der größeren erregten Masse größer als im ersten Fall.

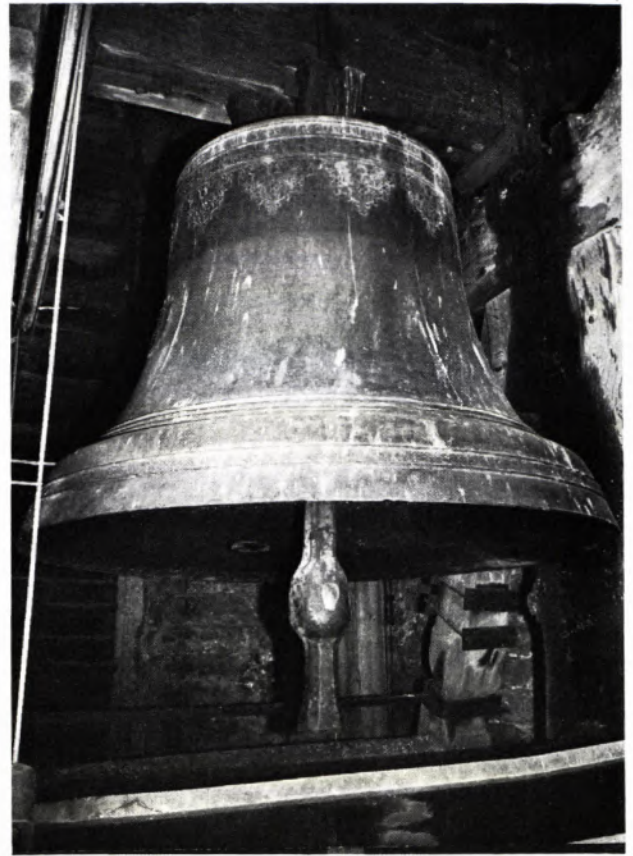


2 LADENBURG (Rhein-Neckar-Kreis), eine der Glocken von St. Gallus. Das fünfstimmige Geläute dieser Kirche zählt zu den klangschönsten in Nordbaden.

Die übrigen Glocken verteilen sich etwa wie folgt: 39 aus der gotischen Zeit, 14 aus der Renaissance, 75 aus dem Barock und 18 aus dem 19. Jahrhundert (bis einschließlich 1870), wobei man kaum eine ganz klare Abtrennung zwischen den Stilepochen machen kann, da manche Glocke formal noch einer früheren Epoche zuzurechnen ist als klanglich und nach dem Gußdatum. Es halten sich in den vielfach provinziellen Gießereien die Dekorationsmodel länger als die Rippenformen.

Die 149 alten Glocken sind fast durchweg Einzelstücke, die heute in ein neueres Geläute eingegliedert sind; komplette alte Geläute sind in diesem Raum eine große Seltenheit. Im ganzen konnte ich 37 Gießernamen feststellen. Es sollen hier nur kurz die bedeutendsten erwähnt werden. Peter zur Glocken in Speyer hat 1502 für St. Gallus in Ladenburg die große Glocke mit dem Schlagton  $es'-4^2$  (142,5 cm  $\phi$ ) in sehr schwerer Rippe gegossen. Sie ist klanglich mit der um einen Ganzton tiefer liegenden Prime typisch mittelalterlich und eine Kostbarkeit allerersten Ranges. Das fünfstimmige Geläute enthält weiter folgende Glocken (Abbildung 2):  $ges'-2$  (125 cm  $\phi$ ) undatiert,  $as'+5$  (105 cm  $\phi$ ) von 1443,  $es'' \pm 0$  (96,4 cm  $\phi$ ) 1957 von F. W. Schilling, Heidelberg,  $d'+4$  (77 cm  $\phi$ ) undatiert, spätgotische Majuskelglocke von Meister Jakob. Die kleinste 1439 gegossene Sturmglocke (42,5 cm  $\phi$ ) wird nur

<sup>2</sup>  $es'-4$  heißt 4/16 Halbton unter dem Ton  $es'$  stehend, wobei als Bezugton  $a' = 435$  Hz und temperierte Stimmung angenommen sind;  $es'+4$  würde dann z. B. bedeuten 4/16 Halbton höher als Normal- $es'$ .



3 BRUCHSAL (Kreis Karlsruhe). Glocke aus dem Geläute der Peterskirche, das 1745 von Johann Adam Roth aus Würzburg gegossen wurde.

allein geläutet. Obwohl uneinheitlich in Herkunft und Rippenform und trotz der irrationalen Schlagtonlinie ist dieses Geläute musikalisch eines der ausdrucksvollsten des ganzen nordbadischen Raumes. Die vom selben Gießer Peter zur Glocken stammende fünfte Glocke,  $gis'-4$  (101,5 cm  $\phi$ ) gegossen 1484, des neunstimmigen Geläutes von St. Pankratius in Schwetzingen zeigt zwar prinzipiell die gleiche Klangstruktur wie seine große  $es'$ -Glocke von Ladenburg, erreicht aber musikalisch nicht ganz deren ungewöhnlich hohes Niveau.

Nürnberger Gießer treffen wir ganz im Norden im fränkischen Raum. Da wäre an erster Stelle das einheitlich im Jahr 1595 von Christoph von Nürnberg gegossene Geläute  $g'+4$ ,  $a'+7$ ,  $c''+12$  von St. Burkard in Messelhausen zu nennen. Formal wie im Klंगाufbau sind diese drei Glocken noch ganz im gotischen Mittelalter beheimatet. Besonders die große Glocke ist klanglich ein hervorragendes Stück.

Der Name Christoph von Nürnberg begegnet uns ferner 1615 auf der kleinsten Glocke  $e''+10$  von St. Martin in Tauberbischofsheim. Dieses Geläute enthält außerdem zwei Glocken von 1448, wohl beide von Jakob Stempel gegossen: ein  $des'+8$  und ein  $d''+5$ , ferner ein undatiertes und unsigniertes  $b'+7$  (mittelalterlich) und ein modernes  $f'+6$ . Trotz atonaler Schlagtonlinie ist auch dieses mittelalterliche Geläute von eigenartigem Klangreiz.

Relativ häufig ist um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert Bernhard Lachmann im Kraichgau und



im Odenwald südlich und nördlich des Neckars vertreten. Von Bernhard Lachmann, dem Vater (der bis 1517 in Heilbronn gearbeitet hat), hängen Glocken in Eiersheim (1494 und 1505), Limbach (1489), Mückenloch (1497 und 1499), Schlierstadt (1484) und Uissigheim (1493) und von seinem gleichnamigen Sohn zwei Glocken (1518 und 1519) in Bauerbach. Charakteristisch für diese Glocken ist die stark nach der Septime tendierende Unteroktave und die meist zu tief liegende Prime; auch formal steht er noch ganz in der Gotik.

Während im Mittelalter – wenigstens bei den bedeutenden Gießhütten – formale und klangliche Qualitäten mit einiger Regelmäßigkeit einander entsprechen, klaffen sie im Barock häufig bedenklich auseinander. In den Wirren der Reformationszeit und des Dreißigjährigen Krieges war die Tradition des Glockengusses weitgehend unterbrochen worden. Das hatte den Verlust der Erfahrung mit der Rippengestaltung, die ja für die Klangqualität allein entscheidend ist, zur Folge.

Während Renaissance und Barock alsbald einen hochentwickelten Formenapparat zur Dekoration aus Architektur und dekorativen Künsten bereitstellten, waren die Gießer in der Frage der Rippenkonstruktion alleingelassen. So folgt auf die Blütezeit der hohen Gotik klanglich in der Renaissance und im Barock ein beklagenswerter Abstieg. Selbst wenn man die heutigen sehr hohen Maßstäbe für die klangliche Beurteilung nicht anlegt, gibt es im 18. Jahrhundert wenige Gießer, deren Glocken bei ihrer schönen und zweifellos sehr kultivierten äußeren Form auch ein entsprechend hohes klanglich-ästhetisches Niveau aufweisen. Das ist um so erstaunlicher, als gerade diese Zeit eine Hochblüte musikalischer Kultur hervorbrachte. Gießer wie etwa A. Grieshaber, dessen  $a^{\circ}$ -Glocke des Säckinger Münsters oder dessen für das Salemer Münster 1756 gegossenes  $ges^{\circ}$  (heute in der Reformierten Kirche in Herisau, Schweiz) höchste formale und technische Virtuosität mit der gleichen klanglichen Vollendung verbinden, sind in unserem Raum leider nicht zu finden. Wie es da vielmehr aussieht, sei am Beispiel des Geläutes von St. Peter in Bruchsal kurz beleuchtet. Es wurde auf Rat (und vielleicht auch unter Mitbetreuung) von Balthasar Neumann 1745 von Johann Adam Roth in Würzburg gegossen (Abbildung 3). Das Geläute hat wegen seiner hohen formalen Werte beide Weltkriege überstanden, klanglich ist es jedoch mit der Schlagtonfolge  $cis' + 7$ ,  $e' + 3$ ,  $gis' - 3$ ,  $h' - 4$ ,  $d'' - 2$  äußerst problematisch. Zu der stark verbogenen Schlagtonlinie kommt noch unklarer Klangaufbau der einzelnen Glocken. Das Plenum klingt äußerst unsauber, verschwommen und dazu noch kurzatmig.

Auch bei dem verschiedentlich in Nordbaden vertretenen Gießer Heinrich Ludwig Gosman(n), Landau, kann man diese Niveaudiskrepanz zwischen Form und Klang weithin feststellen. Bei Johann Michael Steiger, Mannheim (ehemaliges Geläute der dortigen Jesuitenkirche, von dem nur die  $es'$ -Glocke den zweiten Weltkrieg überstanden hat, und zwei Glocken von St. Sebastian daselbst), sind allerdings auch Form und Gußtechnik viel nachlässiger behandelt. Von Heinrich Gosmann besitzt die Kirche St.-Maria-Magdalena in Tiefenbronn noch ein komplettes Geläute aus dem Jahre 1722 in der Tonfolge  $e' - 2$ ,  $gis' - 5$ ,  $h' \pm 0$ , also einen Dur-Dreiklang. Akkordische Geläutedispositionen sind für das Rokoko sowie den Klassizismus und die Romantik

charakteristisch, während das Mittelalter die Pentatonik ohne Halbtonschritte bzw. kirchentonartige Tonfolgen bevorzugt. Erst Ende des 19. Jahrhunderts setzen sich die „melodischen“ Dispositionen, aufgebaut aus Ganztonschritten und Terzen, in unserem Raum wieder durch. Parallelen zur Instrumental- und Vokalmusik sind einleuchtend.

Der Raum Heidelberg-Mannheim wird im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert hauptsächlich versorgt durch die in Heidelberg ansässige Familie Speck. Der älteste Sproß dieser Familie ist in Baden auf einer Glocke von 1720 in Rittersbach bei Mosbach genannt. Nach der Inschrift könnte dieser Heinrich Oswald Speck aus Kirrweiler in der Pfalz noch Wandergießer gewesen sein. 1733 erscheint dann der Name Johann Jacob Speck aus Bruchsal auf einer Glocke in Jöhlingen. Aus dieser offenbar weit verzweigten Familie seien ferner genannt: Anselm Frank Speck in Heidelberg (seit 1760 oder 1761), Anselm Lucas Speck und Lucas Speck, der nach 1797 in Heidelberg gießt. Näheres hierüber ist meinem Aufsatz „Glockengießer-Tradition in Heidelberg“ (Badische Heimat 43, 1963, Heft 1/2) zu entnehmen.

Im südlichen, ehemals zum Bereich der Diözese Straßburg gehörenden Teil Nordbadens sind noch drei Straßburger Gießer vertreten: Die St.-Martins-Kirche in Ettlingen besitzt zwei Glocken von Valentin Algeyer, 1699 gegossen ( $e' + 4$ , 115 cm  $\phi$ , 961 kg und  $a' + 13$ , 85 cm  $\phi$ , 380 kg), von sehr bescheidener formaler wie klanglicher Qualität. Viel interessanter ist ein  $f' + 8$  von Hans Kloss von 1562 in Durmersheim (112,3 cm  $\phi$ ) mit etwas rauhem und brüchigem Klang (vertiefte Prime, große Unterseptime und kleine Sexte an Stelle der Quint). Matthäus Edel ist in Friedrichsdorf bei Eberbach und Schöllbronn mit zwei ganz kleinen Glocken vertreten.

Nicht unerwähnt darf schließlich ein Außenseiter unter den Glockengießern des 18. Jahrhunderts bleiben: Johann Melchior Derck, der auf zwei Glocken in Östringen aus dem Jahr 1709 genannt ist. Als Gießort ist zwar Mannheim angegeben, Derck war aber nach Karl Walter (Glockenkunde, Regensburg 1913, S. 717) in Meiningen Herzoglicher Stückgießer. Die beiden genannten Glocken ( $es' - 3$ , 134,3 cm  $\phi$  und  $ges' - 3$ , 107,5 cm  $\phi$ ) zeigen sehr reichen und originellen ornamentalen und figuralen Schmuck und Inschriften, die auf ihre Entstehung als Umguß gesprungener Glocken von 1522 hinweisen (Abbildung 4). Was sie aber durchaus als Außenseiter in dieser Epoche erscheinen läßt, sind ihr Klangbild (die Prime steht eine Kleinterz unter dem Schlagton, die Unteroktave ist zur kleinen Septime, die Quinte zur kleinen Sexte erhöht) und ihre sehr schwere Rippe, die ihnen erstaunliches Klangvolumen verleiht.

Das 19. Jahrhundert ist nur noch in sehr wenigen Exemplaren vertreten. Hier wäre an erster Stelle die Dynastie der Rosenlächer in Konstanz zu nennen. Sie ist noch präsent in zwei Glocken ( $f' - 6$ , 122 cm  $\phi$  und  $as' - 5$ , 102 cm  $\phi$ ), 1862 von Carl Rosenlächer für Grünsfeld geliefert, sodann durch die zwei größten Glocken, die unsere Diözese noch von ihm besitzt: die Ludwigsglocke  $b^{\circ} - 5$  (179,2 cm  $\phi$ , ca. 3250 kg) aus dem Jahr 1866 von St. Stephan in Karlsruhe und die Pius-Glocke der Jesuitenkirche in Heidelberg von 1870,



4 ÖSTRINGEN (Kreis Karlsruhe). Glocke des Johann Melchior Derck, gegossen 1709, in sehr schwerer Rippe und dadurch mit hervorragendem Klangvolumen.

ebenfalls ein  $b^{\circ} - 5$ , aber in schwererer Rippe (187,4 cm  $\Phi$ , 4080 kg). Formal sind diese beiden Glocken nicht besonders interessant; Bild- und Ornamentschmuck sind im Maßstab und Relief ziemlich plump. Klanglich überragen sie aber den Durchschnitt der Produktion dieser Zeit beträchtlich, wenn sie auch gemessen an heutigen Maßstäben etwas gedeckt und glanzlos erscheinen, was aber für den Geschmack jener Zeit typisch ist. Beide Glocken verdanken ihr Überstehen des zweiten Weltkrieges meiner Intervention. In einer Denkschrift vom 30. 7. 1942 hatte ich mich – meines Wissens als damals einziger Sachverständiger – für die Erhaltung nicht nur der formal interessanten Glocken, sondern auch und vorzüglich der klanglich überragenden Stücke bei der Glockenabgabe eingesetzt. Aufgrund einer daraufhin erfolgten Verfügung des damaligen Reichsdenkmalpflegers konnten im Landesteil Baden und im damals besetzten Elsaß noch eine ganze Reihe von Glocken vor der Vernichtung bewahrt werden, die nach ihrer äußeren Erscheinung nicht von Interesse gewesen wären. Denn sowohl im ersten wie im zweiten Weltkrieg wurde der ganze Bestand nur nach Alter und formalem Wert eingestuft und beurteilt. Daß die Glocke zunächst und in erster Linie ein Musikinstrument ist, wurde nicht bedacht, obwohl P. Griesbacher im Vorwort seines Buches „Glockenmusik“ schon 1927 mit allem Nachdruck darauf hingewiesen hatte. Vor allem wurde dabei nicht beachtet, daß man die Form der Glocke zwar notfalls in Fotos und Abgüssen bewahren oder gar rekonstruieren kann, aber ihr Klangbild, wenn sie einmal vernichtet ist, niemals auch nur annähernd getreu zu rekonstruieren oder (etwa heute



5 KARLSRUHE. Glocke aus dem 1902 von Benjamin Grüninger gegossenen siebenstimmigen Geläut von St. Bernhard, das außergewöhnliche musikalische Qualität besitzt.

durch Tonbandaufnahme) zu konservieren ist. Indem man also nur auf Form und Ornament achtete, gingen in beiden Weltkriegen zahlreiche unersetzliche Klangdokumente zugrunde, sofern ihre den Kunsthistoriker interessierende Form sie nicht vor dem Schicksal der Vernichtung bewahrte. Warum die klanglichen Werte bei der zweimaligen Glockenbeschlagung nicht entsprechend berücksichtigt wurden, kann an dieser Stelle nicht näher erläutert werden. Ich möchte mich hier nur dafür einsetzen, daß auch Glocken neueren und neuesten Datums heute schon unbedingt unter Denkmalschutz gestellt werden sollten, wenn sie klangliche Spitzenleistungen sind. Maßstäbe dafür geben uns heute die sogenannten Limburger Richtlinien für die klangliche Beurteilung neuer Glocken, die der Beratungsausschuß für das deutsche Glockenwesen 1951 herausgegeben hat. Es ist der Initiative des im Dezember 1974 verstorbenen Gründers dieser 1945 ins Leben gerufenen Institution, Kirchenrat W. Schildge, zu verdanken, daß nach dem zweiten Weltkrieg durch Koordinierung aller am Glockenwesen interessierten Kräfte nicht nur schlimme Fehlentwicklungen abgewendet werden konnten, sondern auch eine neue Blütezeit der deutschen Glockengießerkunst eingeleitet wurde. Als Sachverständiger der Evangelischen Landeskirche von Württemberg hat er sich darüber hinaus große Verdienste um die Erhaltung des historischen Bestandes in unserem Bundesland erworben.

In den Zusammenhang der Spitzenleistungen aus neuerer Zeit gehört auch die Erwähnung des Geläutes, das Benjamin Grüninger 1902 für St. Bernhard in Karls-

ruhe gegossen hat. Wegen ihres außergewöhnlichen Klangwertes hatte ich die beiden großen Glocken ( $b^\circ - 3$ , 4300 kg und  $c' - 3$ , 2600 kg) 1943 zur Erhaltung vorgeschlagen. Durch ein (vielleicht gewolltes) Mißverständnis blieben dann alle sieben Glocken des Geläutes erhalten und kamen unversehrt aus dem Glockenlager Hamburg zurück. Den ersten Weltkrieg hatte das Geläute mit anderer Begründung überlebt: Prof. Sauer hatte seine Erhaltung wegen des sehr schönen neugotischen Schmuckes, den der Erbauer der Kirche, Max Meckel, selber entworfen hatte, durchsetzen können. Da aber das Plenum in verschiedener Hinsicht schwere klangliche Fehler aufwies (die große Glocke war statt  $a^\circ$  als  $b^\circ$  aus dem Guß gekommen!), ließ ich es mit aller denkbaren Vorsicht durch Umguß der  $e'$ -Glocke in  $f'$  und Einfügung eines  $b'$  sowie leichte Nachstimmung der kleineren Glocken so korrigieren, daß es nunmehr mit der Tonfolge  $b^\circ - c' - d' - f' - g' - a' - b' - c''$  eines der schönsten Klangdokumente aus der Jahrhundertwende und der Gießerdynastie Grüninger ist. Zudem dürften heute die formalen Werte dieser Glocken, ihr überaus feingliedrig modellierter ornamentaler und figuraler Schmuck, der sparsam und sicher im Maßstab den Glockenleib ziert, sich wieder größerer Beachtung erfreuen (Abbildung 5).

Abschließend möchte ich aber hier noch auf ein weiteres Problem kurz hinweisen. Schon Sauer beklagt, daß nach dem ersten Weltkrieg (und so wird es nach jedem Krieg vorher gewesen sein!) fast mehr historische Glocken durch Umschmelzen verloren gegangen seien als im Krieg selber durch die Requisition. Diese bedauerliche Tatsache ist ganz einfach damit zu erklären, daß es bis dahin sehr viel schwerer war, eine musikalisch befriedigende Ergänzung zu alten, im Klंगाufbau eigenwilligen Glocken zu disponieren und zu gießen als ein völlig neues Geläute. Erst unsere neueren und neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse und praktischen Erfahrungen auf dem Gebiet der Campanologie haben uns Mittel und Wege eröffnet, wie man eine alte, womöglich recht eigenwillige Glocke organisch und musikalisch voll befriedigend in ein neues Plenum einfügen kann.

In diesem Zusammenhang wäre auch die Wiederentdeckung und Vervollkommnung der schon im 17. Jahrhundert etwa durch Hemony geübten Kunst des Nachstimmens zu nennen. (Franz und sein Bruder Peter Hemony stammten aus Lothringen und wohnten in Holland. Sie waren erfahrene Rippenkonstrukteure und gossen viele Glockenspiele, bei denen man ohne Nachstimmung niemals die erforderliche Reinheit er-

zielt.) Freilich darf die Nachstimmung nicht zur Verfälschung des historischen Bestandes – Verfälschung des Klangdokumentes, denn die äußere Form wird dabei nicht berührt, Nachstimmen erfolgt durch Abschleifen im Innern der Glocke – mißbraucht werden. (Vergleiche hierzu die „Beiträge zur Glockenkunde“, eine Sammlung von Referaten, herausgegeben vom Beratungsausschuß für das deutsche Glockenwesen, September 1970.) Vielmehr ermöglicht dieses Verfahren eine absolut exakte Angleichung der Zugüsse an den Altbestand, mindestens was die Schlagtöne betrifft. Fehlleistungen beim Zuguß zu alten Glocken traten auch noch nach dem ersten Weltkrieg häufig dadurch auf, daß man die oft stark abweichende Prime mit dem Schlagton verwechselte. Bevor der holländische Physiker Schouten den mit unseren Instrumenten nicht erfaßbaren Schlagton als ein Residuum aus bestimmten physikalisch meßbaren Teiltönen – also als eine Kombinationsleistung des menschlichen Ohres – definierte, war er nur mit dem geschulten Ohr einigermaßen exakt zu orten; heute kann er auch aufgrund der Schoutenschen Theorie aus dem Teiltonaufbau errechnet werden.

Als Beispiel besonders gut gelungener Zugüsse seien genannt die Ergänzungen von Ladenburg und Paimar (durch F. W. Schilling, Heidelberg) und von St. Martin in Tauberbischofsheim (durch die Karlsruher Glockengießerei Gebr. Bachert). Solche Lösungen verlangen vom Experten wie vom Gießer große Erfahrung und Einfühlungsvermögen. Der emeritierte Sachverständige der Evangelischen Landeskirche Baden, Dr. Leib in Heidelberg, hat in einigen Fällen mit der Firma Gebr. Bachert in Bad Friedrichshall zusammen den erfolgreichen Versuch gemacht, Lachmann-Rippen bei Ergänzung zu vorhandenen Originalen nachzukonstruieren.

Ich glaubte, im Rahmen dieses Berichtes speziell die klanglichen Aspekte – wenn auch nur in sehr groben Umrissen – mit einbeziehen zu müssen. Wer eine Glocke nur nach ihrer äußeren Erscheinung taxiert, wird ihrem wahren Wert und Wesen nicht gerecht: ihre musikalische Aussage ist mindestens so wichtig wie ihr dekoratives Gewand. Damit wäre eine ganzheitliche Betrachtungsweise, die bei der Orgel schon längst zur Selbstverständlichkeit geworden ist, auch bei der Glocke angebahnt.

Hans Rolli  
69 Heidelberg • Römerstraße 63

## Walter Supper: Orgeln — ein wichtiger Zweig der Denkmalpflege

Auch der Orgeldenkmalpflege soll im Denkmalschutzjahr gedacht werden. An der Wiege dieses — wohl kompliziertesten — Zweiges der Denkmalpflege stand der, dessen hundertster Geburtstag am 14. Januar 1975 gewesen wäre: Albert Schweitzer. Schweitzer-Gedenkjahr und Europäisches Denkmalschutzjahr . . .

Die Gesellschaft der Orgelfreunde e. V. erstellte 1957 unter der Leitung des Verfassers die „Richtlinien zum Schutz alter wertvoller Orgeln“, das sog. Weilheimer Regulativ; unter diesem Namen ist es deswegen in organale Kreise eingegangen, weil der Sitz dieser „Arbeitstagung 1957“ in Weilheim unter Teck war.

Im Jahre 1970 erwies es sich als notwendig, das damals

in Weilheim Erarbeitete einer Neufassung zu unterziehen, die vor allem die Gleichberechtigung aller Orgelstile — sie gibt es wie in der Architektur — einbezog. Diese Neufassung wurde in Zürich erarbeitet — auf internationaler Basis.

Wer dieses nachstehend hier abgedruckte „Weilheimer Regulativ“ (diese Bezeichnung wurde beibehalten, weil es alle Wesenheiten der Fassung 1957 enthält) liest, wird erkennen, daß erstmalig die oft noch schwimmenden Begriffe *Konservierung*, *Restaurierung*, *Reparatur*, *Rekonstruktion*, *Ergänzung* usw. klar umschrieben und voneinander getrennt sind. Vielleicht ließen sich diese Begriffe samt ihren Deutungen — cum grano salis freilich — auf die allgemeine Denkmalpflege übertragen.

### Weilheimer Regulativ

Unsere Zeit hat den Wert historischer Orgeln wieder schätzen gelernt. Sie hat hieraus starke Impulse für den Orgelbau und die Orgelmusik empfangen. Da der Bestand an alten Orgeln große Verluste erlitten hat, ist es notwendig, nicht nur die Orgelprospekte als Kunstdenkmäler, sondern auch die Werke als Klangdenkmäler zu erhalten. Diesem Zweck dienen folgende Richtlinien:

#### 1. Der Begriff „Denkmalwerte Orgel“

Jede Orgel, die hinsichtlich des Gehäuses, der Prospekt Pfeifen und der inneren Anlage alt ist oder Teile enthält, und damit einer oder mehreren abgeschlossenen historischen Stilepochen angehört, ist architektonisch, klanglich oder technisch ein Denkmal, dessen Erhaltung im allgemeinen Interesse liegt.

Orgeln im Sinne dieser Richtlinien sind auch Positive, Portative, Regale, Hornwerke, mechanische Flöten- und Zungenwerke.

#### 2. Der Begriff „Inventarisierung“

Inventarisierung bedeutet die Bestandsaufnahme denkmalwerter Orgeln.

Die Bestandsaufnahme sollte folgendermaßen durchgeführt werden:

Im allgemeinen durch eine Erfassung des Bestandes an denkmalwerten Orgeln nach regionalen Gesichtspunkten.

Im besonderen durch eine ins einzelne gehende Erfassung, die vor Restaurierungen oder anderen größeren Arbeiten an

denkmalwerten Orgeln vorgenommen werden sollte. Dazu dienen folgende Anhaltspunkte:

#### *Eigentums- und Zuständigkeitsverhältnisse*

##### *Raum*

Baustil, Maße, Gliederung, Durchfensterung, akustische Verhältnisse, Stellung der Orgel, evtl. Angabe früherer Standorte, klimatische Verhältnisse, Heizung.

##### *Orgel*

Allgemeiner Befund, Tonbandaufnahme, fotografische Aufnahme des Äußeren und Inneren.

##### *Gehäuse und Prospekt*

Gliederung, Maße, zeichnerische Aufnahme, Material (Holzart), Prospektfolge, Fassung und Bemalung, Inschriften, Wappen, Schnitzereien, bewegliche Figuren, Flügeltüren, Vorhänge, Stilmerkmale. Fehlende Teile.

Äußeres der Spielanlage, Anordnung und Form der Registerbetätigung, Registerbeschriftungen, Anzahl und Tonumfang der Klaviaturen, Tastenmaterial und Tastenform, Klaviatur- und Tastenmaße.

##### *Windanlage*

Bälge, Abmessungen der Kanäle (Länge und Querschnitt), Sperrventile, Tremulanten.

Winddruck am Balg, Ventilkasten, Stockbohrung (dabei Angaben von Register und Ton) oder an der dafür vorgesehene Stelle; dort vorgefundene Angaben über den Winddruck sind zu fixieren.



DIE ORGEL DER WEILHEIMER STADTKIRCHE, 1795 von Andreas Goll geschaffen, wurde 1953 und 1972 unter Federführung des Landesdenkmalamtes restauriert.

Konstruktion und Abmessungen der Windlade, Kanzellenmaße, Länge und Breite der Kanzellenöffnung, Ventilform, Ventilaufgang (am Anfang der Kanzellenöffnung gemessen), Lichtmaße der Ventilkästen und Kanaleingänge, Kanzellen- und Registerfolge, Inschriften.

#### Traktur

Spieltraktur mit Koppeln und Registertraktur (Anlage-skizze).

#### Pfeifenwerk

Disposition, fehlende Register oder Pfeifen.

Stimmtonhöhe (Angabe der Raumtemperatur), bei älteren Stimmungssystemen zusätzliche Angaben (Tonbandaufnahme).

Umfang, Material und Bauform der Register, Zusammensetzung der gemischten Stimmen, Repetitionspunkte, Pfeifeninschriften, Nebenregister.

Unnötiges Hantieren an den Pfeifen ist zu vermeiden; die Aufnahme der Messuren kann später erfolgen. Eine vollständige Dokumentation ist ohnehin erst bei oder nach dem Abbau des Instrumentes möglich.

#### Geschichte der Orgel

Auswertung archivalischer und literarischer Quellen, früherer Abbildungen und der Bestandsaufnahme.

Nach Abschluß aller an der Orgel vorgenommenen Arbeiten ist eine erneute Bestandsaufnahme mit Angabe der getroffenen Maßnahmen und der Messuren anzufertigen und an allgemein zugänglicher Stelle zu hinterlegen.

### 3. Maßnahmen an denkmalwerten Orgeln

3.1. *Konservierung* bedeutet, den Verfall historischer Substanz aufzuhalten.

Die Erhaltung der Orgel wird vor allem durch günstige klimatische und räumliche Voraussetzungen gewährleistet. Wird der Raum beheizt, sollte auf mäßige Temperaturen Wert gelegt werden, damit die Holzteile nicht zu stark austrocknen. Regelmäßige Kontrolle der relativen Luftfeuchtigkeit wird empfohlen. Schnelles Aufheizen, Staubaufwirbelung und größere Temperaturschwankungen sind zu vermeiden. Holzschädlinge werden zweckmäßig durch geeignete Imprägnierungsmittel bekämpft.

3.2. *Reparatur* bedeutet das Beheben von Schäden, die die äußere Gestalt oder die Funktion beeinträchtigen.

Eine Reparatur im Sinne der Orgeldenkmalpflege liegt nur dann vor, wenn der alte Bestand nicht angegriffen wird.

3.3. *Restaurierung* bedeutet Rückführung einer veränderten alten Substanz in einen beweisbaren früheren Zustand.

Im Gegensatz zu Konservierung und Reparatur erstrebt die Restaurierung nicht nur die Erhaltung der historischen Substanz, sondern gleichzeitig das Rückgängigmachen von Veränderungen, die das Instrument erfahren hat. Diese Maßnahme muß nicht immer bis auf den Originalzustand zurückführen. Im allgemeinen wird man versuchen, den letzten geschlossenen und belegbaren Zustand wieder zu erreichen.

Vor einer Restaurierung ist eine eingehende Bestandsaufnahme des Instrumentes in noch nicht zerlegtem Zustand

vorzunehmen. Auf Grund dieser Bestandsaufnahme wird ein Arbeitsprogramm aufgestellt, das entsprechend anzupassen ist, wenn beim Zerlegen der Orgel neue Sachverhalte erkennbar werden. Der Verlauf der Arbeiten muß in einem Bericht schriftlich fixiert werden.

3.4. *Rekonstruktion* bedeutet Neuanfertigung verlorengangener Teile nach in Form und Material dokumentarisch belegter Bauweise.

Belege für die Rekonstruktion fehlender Orgelteile ergeben sich aus archivalischen oder literarischen Quellen, aus der Untersuchung des Instrumentes und — bei entsprechender Vorsicht und Genauigkeit — aus vergleichbaren Objekten.

3.5. *Ergänzung* bedeutet Neuanfertigung verlorengangener Teile, deren originaler Zustand nicht oder nur teilweise erkennbar ist.

Ergänzungen an Denkmalorgeln müssen in Maßstab und Funktion dem alten Bestand angepaßt sein.

3.6. *Erweiterung* bedeutet Hinzufügung ursprünglich nicht vorhandener Teile.

Eine denkmalwerte Orgel sollte möglichst nicht erweitert werden, weil dadurch ihr origineller Wert in Frage gestellt wird. Eine Erweiterung des Tonumfanges ist in der Regel instrumentenbautechnisch nicht einwandfrei durchführbar. Eine Vergrößerung der Registerzahl innerhalb einzelner Werke führt zwangsläufig zu weiteren einschneidenden Veränderungen. Auch die noch am ehesten denkbare Erweiterung um ein zusätzliches Werk stellt eine Beeinträchtigung dar.

3.7. *Umbau* bedeutet freie Veränderung der überkommenen Gestalt.

Nur wenn die vorhandene Originalsubstanz nicht ausreicht, um im Sinne einer Restaurierung, Rekonstruktion oder auch einer Erweiterung vorzugehen, kann ein Umbau unter Beibehaltung der alten Teile erwogen werden.

3.8. *Wartung* bedeutet Kontrolle, Stimmung und Beseitigung kleiner Defekte.

Alle mit der Wartung verbundenen Arbeiten sind von Fachleuten auszuführen. Die Wartung soll tunlichst in einer Hand bleiben; sie kann vertraglich geregelt werden.

Als Voraussetzung für alle Maßnahmen im Sinne dieser Richtlinien zum Schutz denkmalwerter Orgeln ist erwünscht:

Die Berücksichtigung der jeweils vorliegenden Eigentumsverhältnisse und der mit ihnen in Zusammenhang stehenden Zuständigkeiten, die Übereinstimmung zwischen den berufenen Vertretern der Denkmalpflege und den mit Durchführung aller denkmalpflegerisch zu verantwortenden Maßnahmen beauftragten Fachkräfte.

Wenn dieses „Weilheimer Regulativ“ in unserer Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ abgedruckt wurde, so nicht nur, um die Denkmalorgel in Erinnerung zu bringen, sondern auch deshalb, weil im „Alten Württemberg“ dieses Regulativ entstand, das inzwischen internationale Gültigkeit erlangt hat.

Dr. Walter Supper  
73 Esslingen · Turmstraße 17

# Mitteilungen

## Brandfälle



*Schwäbisch Gmünd (Ostalbkreis):  
Hintere Schmiedgasse 45*

Stattliches Eckhaus, im Kern frühes 16. Jahrhundert, Erdgeschoß-Umbau im späten 18. Jahrhundert, Obergeschoße um 1850. Das Gebäude wurde Mitte 1974 anlässlich einer Routine-Anfrage der Stadt als hochqualifiziertes Kulturdenkmal eingestuft. Mit seinen auffälligen Fluchtlinien vertritt es an markanter Stelle die auf die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg zurückgehende historische Situation einer wesentlich breiteren, von der Rems durchflossenen Straße der bedeutenden Gmünder Schmiedezunft.

Am 9. 6. 1974 brannte das (vom Landesdenkmalamt zur Erhaltung empfohlene) kleinere Nachbargebäude Nr. 43, am 22. 6. 1974 das (mittlerweile unter Dokumentations-Auflagen zum Abbruch freigegebene) Gebäude Nr. 45 selbst. Ein Planungskonzept für das betreffende Sanierungsgebiet liegt noch nicht vor.



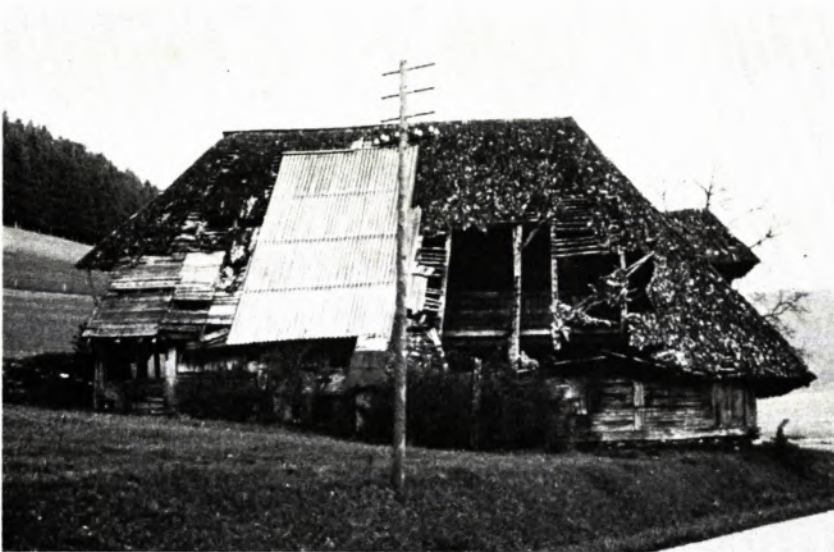
*Donaueschingen-Aasen:  
Gasthaus „Zum Ochsen“*

Stattlicher Hof der Baar am südlichen Dorfeingang, mit Staffelgiebeln, aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es liefen Verhandlungen über eine Umbau-Planung, die nach langwierigen Diskussionen zu einem akzeptablen Resultat geführt zu haben schienen. Im September 1974 ist das Gebäude ausgebrannt. Die Holzbalkendecken schwelten noch nach einigen Tagen, so daß das Feuer immer wieder aufleben konnte. Danach wurden die Umfassungswände niedergelegt.



*Unterkirnach (Schwarzwald-Baar-Kreis): Wurstbauernhof*

Der Hof stand jahrelang leer, letzter Eigentümer war die Gemeinde. Mehrere Verkaufsverhandlungen mit Privatinteressenten waren gescheitert. Im Herbst 1974 brannte der Hof vollständig ab. Die Brandursache blieb ungeklärt.



*Furtwangen-Rohrbach: Jockle-Hof*

1733 erbaut, einzelnes Gehöft im Untertal, ein typisches Schwarzwaldhaus mit Schindeldach. Im Frühjahr 1975 abgebrannt. Trotz mangelnder Bauunterhaltung wäre bei einer sinnvollen Nutzungsänderung der stattliche Bauernhof zu retten gewesen.



*Geisingen (Kreis Tuttlingen): Altes Schulhaus*

Natursteinbau vom Ende des 19. Jahrhunderts, zuletzt im Besitz der Spar- und Kreditbank Donaueschingen. Anstelle dieses Gebäudes war ein Bank-Neubau geplant. Es liefen Verhandlungen, das alte Schulhaus durch geschickten Umbau für das Geldinstitut nutzbar zu machen. Vor einigen Wochen ist der Dachstuhl abgebrannt.



Ausstellung:  
Glasfenster aus dem  
Freiburger Münster



Die am 15. Juni im Kreuzgang des Augustiner Museums zu Freiburg eröffnete Ausstellung wurde durch die laufenden Reparaturen an der Münsterverglasung ermöglicht. Die im Jahre 1971 begonnene Konservierung und Restaurierung der kostbaren Glasfenster (ausgeführt durch die erfahrenen Werkstätten für Glasmalerei Dr. H. Oidtmann, Linnich) wird rund zehn Jahre in Anspruch nehmen; die hohen Kosten teilen sich der Freiburger Münsterbauverein, das Land Baden-Württemberg, die Kirchenbehörde und die Stadt Freiburg.

Das Freiburger Münster besitzt – trotz mancher Einbußen im Laufe der Jahrhunderte – eine im Vergleich zu anderen mittelalterlichen Kirchen Deutschlands noch recht vollständige figürliche Farbverglasung. Künstlerisch bedeutende Beispiele von den ältesten Scheiben um 1200 bis zu denen der Spätzeit monumentaler Glasmalerei aus der Renaissance konnten aus dem Münster für die Ausstellung zur Verfügung gestellt werden; sie ergeben zusammen mit den schönen, vorwiegend ebenfalls aus dem Münster stammenden Glasgemälden des Augustiner Museums einen ausgezeichneten Überblick über die stilistische und technische Entwicklung dieses so wichtigen gliedernden, schmückenden und raumbildenden Bestandteiles mittelalterlicher Baukunst.

Rüdiger Becksmann (Leiter der Arbeitsstelle des „Corpus Vitrearum Medii Aevi“ in Stuttgart), der mit der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes diese Ausstellung anregte und sie zusammenstellte, ergänzte die Originale durch einige Beispiele mittelalterlicher Restaurierungen und Kopien, Reparaturen, Neuschöpfungen und „Verbesserungen“ aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Diese waren zum Teil erstmals nach der Ausglasung und bei näherer Betrachtung erkannt worden und sollen nun nach den Gesichtspunkten heutiger Konservierung und Restaurierung wieder entfernt werden, um die Originale in ihrer unvergleichlichen Leuchtkraft wirken zu lassen.

Zwei Audiovisionsgeräte bringen mit guten Farbaufnahmen den Text von Rüdiger Becksmann über die Geschichte der Freiburger Münsterscheiben und den von Gottfried Frenzel (Leiter des Institutes für Glasforschung und -restaurierung in Nürnberg) über Glaszusammensetzung, Farben, verschiedenartige Schäden an Glas, Schwarzlot und Bleiruten; Frenzel erläutert außerdem auch die Möglichkeiten der Erhaltung solcher Glasfenster.

Die Ausstellung stellt die Gefahren für die Glasmalereien im industrialisierten Europa erschreckend deutlich dar, zeigt aber auch dringend notwendige und mögliche Schutzmaßnahmen und

läßt nicht zuletzt zur nahen Betrachtung dieser immer noch wenig bekannten schönen Kunstgattung ein. Sie ist ein sehr sinnvoller Beitrag zum Europäischen Denkmalschutzjahr.

Ein vorbildlicher Katalog enthält neben einem Geleitwort von Hans H. Hofstätter, dem Direktor der Freiburger Städtischen Sammlungen, Beiträge von G. Frenzel („Restaurierung und Konservierung mittelalterlicher Glasmalereien“) und R. Becksmann („Die Glasmalereien des Freiburger Münsters und ihre Geschichte“); es schließt sich eine detaillierte Beschreibung jedes ausgestellten Werkes an. Gute, teilweise farbige Abbildungen und vergleichbare Zustandsfotos komplettieren die Publikation.

Die Ausstellung wird bis 28. September 1975 verlängert.

*Elfriede Schulze-Battmann*

*Bild oben:*

CHRISTUS AM KREUZ.

*Aus dem Konstanzer Fenster des Freiburger Münsters, entstanden um 1318. Links der Zustand nach der Restaurierung 1974, rechts der Zustand des frühen 19. Jahrhunderts.*

## Bau- und Kunstdenkmale im ehemaligen Kreis Freiburg

Als erster Band der Liste der Kunstdenkmale des Kreises Breisgau-Hochschwarzwald ist die Liste der Bau- und Kunstdenkmale des ehemaligen Kreises Freiburg erschienen. Die Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes legt dieses zusammen mit der Kreisverwaltung erarbeitete Verzeichnis vor, das auf 364 Blättern einen

Überblick über den reichen Schatz erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit — mehr als 1600 Objekte — im ehemaligen Kreisgebiet gibt. Die Vorarbeiten für eine Fortführung der Liste sind bereits angelaufen.

Der Münsterberg von Breisach und der Stadtkern von Burkheim stehen als Gesamtanlagen unter Denkmalschutz.

## Symposium Schwetzingen: „Historische Gärten und Anlagen“

Das Land Baden-Württemberg veranstaltet im Rahmen des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 vom 6. bis zum 9. Oktober 1975 in Schwetzingen ein internationales Symposium über „Historische Gärten und Anlagen“. Die Veranstaltung ist vornehmlich für alle gedacht, die für historische Gärten und Anlagen Mitverantwortung tragen: z. B. Verwaltungen und Politiker, Denkmalpfleger und Städteplaner, aber auch für Interessenten aus der Öffentlichkeit. Die Themen reichen

von Publikumserwartungen und städtebaulichen Aspekten bis zu Erhaltungsproblemen bei fürstlichen und bürgerlichen Gärten, Wall- und Kuranlagen. Eine Bestandsaufnahme der aktuellen denkmalpflegerischen Situation in mehreren Ländern Europas und in den USA ist vorangestellt. Interessenten wenden sich bitte an das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe, 75 Karlsruhe 1, Karlstraße 47.

## Denkmalobjekte – zum Kauf angeboten



◁ *Gailingen, Hochrhein (Kreis Konstanz):* Wohnhaus, ehemaliges Schloß  
Massivbau aus der Zeit um 1750 mit drei Geschossen auf hohem Kellersockel, mit Walmdach, talseitig hohe zweiarmige Freitreppe. Im zweiten Obergeschoß Räume mit dezenter Stuckdekoration, dort auch ein Saal mit hervorragender Stuckdecke mit kleinen Veduten der Gegend. Neben dem Haus großer ebener Garten mit barocker Aufteilung über einer Stützmauer mit schlichtem Empire-Gitter. Ehemals von Liebenfelscher Besitz.

*Rielasingen (Kreis Konstanz), Singener Straße 3:* Wohnhaus, ehemalige Mühle

Massivbau mit zwei Geschossen, talseitig auf Kellersockel, mit Krüppelwalmdach; geschichtlich zurückzufolgen bis ins 14. Jahrhundert. Heutiger Bau 1696 vom Konstanzer Bischof anstelle eines Vorgängerbaues errichtet. 1794 Brand durch Blitzschlag, danach wiederhergestellt. 1936 Abbau der Mühlräder, Übergang auf elektrischen Betrieb. Seit etlichen Jahren ruht nun schon der Mühlenbetrieb. Der Mühlenraum mit sechs Eichenholzsäulen ist noch erhalten.

Am Kauf Interessierte werden gebeten, sich an das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, 78 Freiburg i. Br., Colombistr. 4, zu wenden.

# Personalia

## Zur Erinnerung an Oscar Heck

Am 7. April 1975 starb Oscar Heck, Hauptkonservator i. R., langjähriger Baudenkmalpfleger im Regierungsbezirk Südwürttemberg-Hohenzollern und letzter Landeskonservator der Hohenzollerischen Lande.

Im Jahre 1902 in Hechingen als Sohn eines Lehrers geboren, verbrachte er in der kleinen hohenzollerischen Residenzstadt seine Jugendjahre, besuchte dort die Schule. Das Studium der Architektur führte ihn von 1921 bis 1926 an die Technischen Hochschulen in München und Berlin. Nach der Diplomprüfung beteiligte er sich an zwei archäologischen Unternehmungen im Vorderen Orient: Ausgrabungen in Palästina und die Aufmessung des Augustus-Tempels in Ankara knüpften ein Band zur Antike und schufen Beziehungen zum Archäologischen Institut des Deutschen Reiches, das ihn später zu seinem korrespondierenden Mitglied ernannte. Nach Berlin zurückgekehrt, legte Oscar Heck die große Staatsprüfung ab und trat 1930 in den Dienst des Preußischen Kultusministeriums. Damit war sein späterer beruflicher Weg vorgezeichnet; denn als enger Mitarbeiter von Geheimrat Hiecke, dem Schöpfer des durch den Kriegsausbruch allerdings nicht mehr zur letzten Reife gelangenden Reichsdenkmalschutzgesetzes, konnte er sich an zentraler Stelle in die Aufgaben von Denkmalschutz und Denkmalpflege einarbeiten und sich mit den Fragestellungen, die sie aufwarfen, auseinandersetzen.

1936 wechselte Oscar Heck zur Staatlichen Bildstelle Berlin über, der ehemaligen Preußischen Meßbildanstalt, der er bis zum Kriegsende als Direktor vorstand. Eine der wichtigsten Aufgaben war hier die Aufmessung von Bau- und Kunstdenkmälern auf photogrammetrischem Wege, eine Arbeit, deren unschätzbaren Wert erst die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges voll zur Geltung brachten.

Die Ereignisse des Jahres 1945 bereiteten dieser Arbeit ein Ende, und Oscar Heck kehrte mit seiner Familie in die alte Heimat zurück. Mit 43 Jahren in Hechingen zum „nichts tun können“



verurteilt, bot er dem eben eingerichteten Landesamt für Denkmalpflege in Tübingen seine Mitarbeit an, auch unentgeltlich, wenn es nicht anders ginge. 1946 erfolgte dann seine Einstellung bei dieser Institution, an der er die Baudenkmalpflege übernahm. Wenn auch in den südlichen Landesteilen Württembergs – abgesehen von Freudenstadt, Friedrichshafen oder Reutlingen – die Zerstörungen des Krieges wesentlich geringer waren als in Nordwürttemberg, so war die Aufgabe doch kaum geringer an Umfang. In fünfzehn Landkreisen waren nahezu dreitausend eingetragene Baudenkmale zu betreuen – von Oscar Heck allein, denn bis 1961 stand ihm kein fachlich geschulter Kollege zur Seite, der Arbeitslast und Verantwortung mit ihm hätte teilen können, kein Mitarbeiter, mit dem ihn ständiges fruchtbares Gespräch über die zu findenden Formen hätte verbinden können. Wenn es ihm trotzdem gelang, in dieser Zeit umfangreichere Instandsetzungen und Wiederherstellungen an etwa siebenhundert Baudenkmalen durchzuführen, so ist dies allein seinem unermüdlichen Einsatz zu danken.

1967 trat Oscar Heck in den Ruhestand. Doch setzte er sich nicht zur Ruhe, denn nun diente er dem Kultusministerium Baden-Württemberg als Berater in Fragen der Denkmalpflege und übernahm ehrenamtlich die Stelle des Landeskonservators in Hohenzollern, die bis dahin Walther Genzmer

innegehabt hatte. 1972 fiel diese Stelle der Neuordnung des Landes Baden-Württemberg, die auch die Auflösung des Landeskommunalverbandes in Sigmaringen zur Folge hatte, zum Opfer.

Diese Erinnerungen an Oscar Heck lassen eine Zusammenstellung seiner Veröffentlichungen vermissen. Dies hat zweierlei Gründe: Zum einen ist sie – vor allem für die frühere Zeit – nur schwer zu bewerkstelligen, andererseits schrieb er nicht gern, und einmal darauf angesprochen, antwortete er mir, daß das gedruckte Wort zwar diskutierbar, aber doch so endgültig im Raume stünde, und davor scheue er sich. Auch hier zeigte er sich durchdrungen von einem hohen Verantwortungsbewußtsein. Doch hätte er sich nicht zu scheuen brauchen, denn das gute Dutzend von Aufsätzen in der Deutschen Kunst- und Denkmalpflege oder im Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg enthält neben dem sachlich gut Fundierten, von Wissen und Können Zeugnenden oft Richtungweisendes, das seine Gültigkeit behält, das Weichen für die Zukunft stellte – wie zum Beispiel sein Beitrag zu den Plänen der Stadtverwaltung Tübingen zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse in der Innenstadt (Nachrichtenblatt 2, 1959, 71 ff.) oder seine Gedanken zu der Frage, ob man unsere Ortsbilder „verschönern“ könne (Nachrichtenblatt 10, 1967, 15 ff.), Gedanken, die mancher Planer, mancher Bürgermeister sich zu eigen machen sollte, bevor er sich an eine „Verschönerung“ seines Ortsbildes heranwagt.

Oscar Heck lebt fort in seinen Arbeiten, in der Erinnerung an die liebenswerte Art steter Hilfsbereitschaft, in der Erinnerung an die mit ihm geführten Gespräche, in den Baudenkmalen, die er betreute. Stellvertretend mag hier St. Aurelius in Hirsau stehen, jener über Jahrhunderte hinweg profanierte Kirchenrest, einst eines der geistigen Zentren des Abendlandes, dessen Rückführung zu gottesdienstlichem Nutzen ihm zu verdanken ist – St. Aurelius, das ihm so besonders lieb geworden war.

*Siegwald Schiek*

## Die baden-württembergischen Denkmalpfleger (5)

*Drei Jahre ist es her, daß in den vier Heften des Jahrgangs 1972 im Nachrichtenblatt die baden-württembergischen Denkmalpfleger vorgestellt wurden. In der Zwischenzeit hat sich manches im Personalbestand des Landesdenkmalamtes geändert. Und so mag es an der Zeit sein, den neu Hinzugekommenen Gelegenheit zu geben bzw. – je nach Temperament – sie dazu zu drängen, Einblick in ihren Werdegang zu gewähren, sich in ihrer Persönlichkeit zu charakterisieren.*

*Wenn auch der dienstliche Auftrag der Denkmalpfleger gleich lautet, seine Ausführung wird doch stark geprägt von dem, was der einzelne an Persönlichem zur gemeinsamen Sache beiträgt. Staatliche Denkmalpflege – bei aller Abhängigkeit von äußeren Bedingungen, wie rechtlicher und finanzieller Situation in einem Lande – ist letzten Endes nur die Summe dessen, was die Denkmalpfleger an Wissen, Ideen, Engagement, Durchsetzungsvermögen mit einbringen.*

*Das Nachrichtenblatt macht hier zugleich mit seinen Autoren bekannt, die einmal nicht über ihre Arbeit, sondern über sich selbst berichten – wenn auch aus der kritischen Distanz der dritten Person.*



**Thomas Boedeker**

Reg.Baumeister  
Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Zentralstelle Stuttgart

Thomas Boedeker wurde 1939 in Berlin geboren. Seine Schulzeit verbrachte er auf der Schwäbischen Alb, in Frankfurt, Kassel und Hamburg.

Nach dem Abitur studierte er in Berlin Architektur. Besonderes Gefallen fand er dabei an Baugeschichte bei Prof. Heinrich und an Städtebau bei Prof. Koller. In der Stadtplanung beschäftigte ihn der Gegensatz zwischen der Vielfalt der theoretischen Vorstellungen und den dürftigen Ergebnissen, die sie praktisch hervorgebracht haben. Das Verhältnis der Menschen zu ihrer gebauten Umwelt erschien ihm dabei am wichtigsten, aber gerade bei sogenannten fortschrittlichen Planungen oft vernachlässigt.

Während der Semesterferien reiste er durch West- und Osteuropa, durch die Vereinigten Staaten, Mexiko und Ostafrika. Dabei beeindruckte es ihn, wieviel besser gewachsene Städte und

Dörfer funktionieren als neu geplante. Diese Erfahrung hat entscheidend dazu beigetragen, daß er sich nach Abschluß der Referendarausbildung in der Richtung Städtebau und Landesplanung beim Landesdenkmalamt bewarb. Hier hofft er, mit dazu beitragen zu können, daß besonders bei Sanierungen die Wirkung der Altstädte erhalten bleibt und möglichst noch gesteigert wird.



**Norbert Bongartz**

Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Zentralstelle Stuttgart

1943 in Köln geboren. Beide Eltern stammen aus Aachen. Der Vater, Architekt Otto Bongartz, leitete das Kölner Hochbauamt und ist als Kirchenbauer im Rheinland und Westfalen bekannt geworden.

Der ursprüngliche Wunsch, Architektur zu studieren, entspricht der starken Prägung durch das Elternhaus, in dem das väterliche Büro lange Zeit untergebracht war. Aufgrund zeitweiliger Schwächen in Mathematik verlagerte sich das Interesse an der Architektur den stärkeren geographisch-historisch-musischen Fächern entsprechend in den analytischeren Bereich der Kunstgeschichte.

Nach dem befreienden Abitur begann das Studium der Kunstgeschichte und Archäologie in Köln. Es folgten Semester in Berlin, Tübingen und Freiburg. Die Semesterferien boten willkommene Gelegenheit, Lernen und Geld-

verdienen bei praxisnaher Tätigkeit in Ausgrabungen und Denkmalpflege (Inventarisierung) miteinander zu verbinden. Abschluß des Studiums bildete die Freiburger Dissertation 1972/73 über die Ostteile der gotischen Kathedrale in Troyes, ein geeignetes Objekt für archäologische bis stilkritische Untersuchungen.

Norbert Bongartz ist seit 1972 verheiratet, womit die Gefahr, zum Nurnoch-Denkmalpfleger zu werden, gebannt ist. Dafür sorgen auch die kleine Tochter und sein Engagement in einem Stuttgarter Chor.

Mit seiner Tätigkeit in der Bau- und Kunstdenkmalpflege (seit 1973) hat er den angestrebten Beruf gefunden. Die unvermeidliche anfängliche Überraschung über den weitgespannten Aufgabenbereich des Denkmalpflegers wird wahrscheinlich noch einige Zeit andauern.



Karl Heinrich Koepf

Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Zentralstelle Stuttgart

Karl Heinrich Koepf wurde 1930 in Bittenfeld als Sohn eines Pfarrers geboren. In Stuttgart wurde die Schulzeit verbracht, auf sie folgte eine zweijährige, mit der Gesellenprüfung abgeschlossene Lehre als Zimmermann. In dieser Zeit festigten sich der alte Berufswunsch des Architekten und die Liebe zur Baugeschichte. Das Studium der Architektur begann an der Technischen Hochschule Stuttgart im Jahre 1952, wobei das besondere Interesse allen baugeschichtlich orientierten Fächern galt.

Nach der Diplommhauptprüfung erfolgte 1959 der Eintritt in ein Architekturbüro. Bald war zu erkennen, daß die persönliche Neigung vor allem dem Bewahren und Erneuern alter Bauten, insbesondere Kirchen, galt. Das entscheidende Erlebnis war unter der freundlich-väterlich führenden Hand von Prof. Hannes Mayer die Mitarbeit am Wiederaufbau der Heilbronner Kilianskirche. Bei der Wiederherstellung der drei Chorgewölbe war die Umsetzung von der eigenen zeichnerischen Planung in die handwerkliche Ausführung durch Zimmerleute, Steinmetzen und Maurer in allen Einzelheiten zu

überwachen und zu leiten. Ein schönerer Berufsbeginn, als selber sozusagen einer Bauhütte zugehört zu haben, erscheint auch heute noch unvorstellbar. Die hier erlebte handwerklich-architektonische Seite praktizierender Denkmalpflege führte zum Wunsch nach einer Mitarbeit in der staatlichen Denkmalpflege. In diesem Sinne wurde neben der Berufsarbeit eine Dissertation über den schwäbischen Baumeister Joseph Dossenberger verfaßt, die 1969 abgeschlossen war.

Der Berufsweg führte nach zehnjähriger Tätigkeit als Architekt zunächst für vier Jahre in das Staatliche Hochbauamt Esslingen, wo unter Dr.-Ing. Horst Ossenberg neben der Betreuung denkmalpflegerisch relevanter Aufgaben die Projektleitung einiger Neubauten zu übernehmen war: Die Beschäftigung damit bedeutete eine wertvolle Erweiterung der Kenntnisse. Ende 1973 erfolgte die Versetzung in das Landesdenkmalamt mit dem Einsatz als Referent der Abteilung Bau- und Kunstdenkmalpflege für die Kreise Aalen, Esslingen, Göppingen und Heidenheim.



Franz J. Much

Architekturphotogrammetrie  
Zentralstelle Stuttgart

Franz J. Much wurde 1936 in Breslau geboren und erlebte ein typisch deutsches Schicksal mit Vertreibung aus der Heimat und Zerstückelung der Familie.

Nach dem humanistischen Abitur studiert er Jura in Berlin, Saarbrücken, Bonn und wendet sich nach sechs Semestern — noch jetzt ist er über den mutigen Schritt sehr zufrieden — der Kunstgeschichte zu. Er will Baugeschichte betreiben und sich für die Pflege der Denkmäler einsetzen. In seiner Ausbildung wird er wesentlich durch den Architekturhistoriker Prof. Kubach und die Arbeitsmethoden der Frühgeschichte und klassischen Archäologie beeinflusst. Reisen und Stipendiatenjahre an der Bibliotheca Hertziana in Rom und dem Kunsthistorischen Institut in Florenz schaffen eine enge Beziehung zu Italien. An der romanischen Benediktinerkirche Sant'Antimo bei Montalcino SI erprobt er die Möglichkeiten minutiöser Baubetrachtung, wendet photogrammetrische und dendrochronologische Methoden an und führt epigraphische Untersuchungen in der Toskana durch. In Kürze wird er dieses Material als Dissertation vorlegen.

Von gleicher Wichtigkeit ist seine Tätigkeit im Saarland, die ihn in die Schwierigkeiten, aber auch die Möglichkeiten der praktischen Denkmalpflege einführt. Er informiert die Bevölkerung durch Vorträge, die Medien und besonders sein Zeitschriftenblatt, die BLIESKASTELER NACHRICHTEN, das in

hoher Auflage kostenlos verteilt wird. Er lernt die Verhaltensmuster der Bauwütigen, ihrer Architekten und der Verwaltung kennen und geht genau so zielstrebig wie diese vor. Die Erfahrung dieser wirksamen Methoden, die Sympathie weiter Bevölkerungsschichten und zahlreicher Exponenten, andererseits der Haß einiger Etablierter stärken seine Zuneigung zu einem Beruf, der wichtige soziale Aspekte vertritt und den ganzen Mann erfordert. Seine Tätigkeit wird heute vom Verein für Denkmalpflege im Saarland sehr erfolgreich fortgesetzt. Erwähnenswert ist seine Edition „Historische Karten und Pläne der Saargegend“.

Much leitet das Referat „Architekturphotogrammetrie“ des Landesdenkmalamtes in Stuttgart und sorgt für dokumentarisches Planmaterial als Grundlage der Forschung, Inventarisierung und Bauplanung. Natürlich geht ihm der Ausbau seines Arbeitsgebietes in personeller und technischer Hinsicht längst nicht schnell genug. Die Aufgabe jedoch entspricht sehr glücklich seinen technischen und organisatorischen Interessen und führt hin zum Studium der Bauwerke im Detail als Notwendigkeit der tätigen Denkmalpflege.

## Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

### *Fotoaufnahmen stellten zur Verfügung:*

Luftbild Albrecht Brugger, Stuttgart 92 (freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg, Nr. 2/12068), 93 (freigegeben vom Regierungspräsidium Nordwürttemberg, Nr. 2/10864); Karl List, Lahr 108–115; Hans Rolli, Heidelberg 117, 118, 120 (Abbildung 5); Württembergisches Landesmuseum Stuttgart Titelseite und 103 (Abbildung 3 und 4), 105 (Abbildung 6), 106; LDA-Freiburg 125 (unten), 126, 128; LDA-Karlsruhe 94–99, 120 (Abbildung 4); LDA-Stuttgart 90, 91, 103 (Abbildung 2), 105 (Abbildung 5), 123, 125 (oben)

### *Klischees stellte zur Verfügung:*

Augustinermuseum Freiburg 127

### *Die gezeichneten Vorlagen lieferten:*

Karl List, Lahr 107, 109, 110/111 (Umzeichnung Th. Schwarz, LDA-Stuttgart), 112, 115; LDA-Stuttgart 102

# DIE DIENSTSTELLEN

## des

# LANDESDENKMALAMTES

Als einer der im Denkmalschutzgesetz § 3 Abs. 1 benannten Denkmalschutzbehörden fällt dem Landesdenkmalamt BW die vom Gesetz in § 1 definierte Aufgabe zu, Kulturdenkmale zu schützen und zu pflegen, insbesondere den Zustand der Kulturdenkmale zu überwachen sowie auf die Abwendung von Gefährdungen und die Bergung von Kulturdenkmälern hinzuwirken. Im Rahmen dieser Verpflichtung steht im Vordergrund die Pflege der Kulturdenkmale, die von den fachlich geschulten Konservatoren des Landesdenkmalamtes besorgt wird. Im Zusammenhang damit hat das Denkmalamt im wesentlichen auch die in § 6 DSchG festgestellte Pflicht des Landes zu erfüllen, Maßnahmen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel durch die Hergabe von Zuschüssen zu fördern und zu unterstützen.

Beides, pflegerische Tätigkeit und Zuschußwesen, bedingt einen engen, meist persönlichen Kontakt zwischen dem Landesdenkmalamt und den Eigentümern der betroffenen Denkmale. Diese unerläßliche Verbindung zu intensivieren, wurde das Denkmalamt zwar zentral organisiert, nicht aber an einem Ort installiert. Es wurden vier Dienststellen eingerichtet, deren jede einen bestimmten der einstweilen von den Grenzen der Regierungspräsidien umrissenen vier Landesteile verantwortlich zu betreuen hat. Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

### ZENTRALSTELLE STUTTGART

– Amtsleitung und Verwaltung –

(zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

#### Abt. I (Bau- und Kunstdenkmalpflege)

7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3  
Telefon (07 11) 2 12/52 73

#### Archäologie des Mittelalters

7000 Stuttgart 1 · Teckstraße 56  
Telefon (07 11) 28 01 01/App. 64

#### Abt. II (Bodendenkmalpflege)

7000 Stuttgart 1 · Schillerplatz 1  
Telefon (07 11) 21 93/29 80

#### Volkskunde (Württ. Landesstelle)

7000 Stuttgart 1 · Alexanderstraße 9 A  
Telefon (07 11) 2 12/52 90

### AUSSENSTELLE FREIBURG

(zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

#### Dienststellenleitung und Abt. I (Bau- und Kunstdenkmalpflege)

7800 Freiburg i. Br. · Colombistraße 4 · Telefon (07 61) 3 19 39

#### Abt. II (Bodendenkmalpflege)

7800 Freiburg i. Br. · Adelhauserstraße 33  
Telefon (07 61) 3 27 19

#### Volkskunde (Badische Landesstelle)

7800 Freiburg i. Br. · Schwaighofstraße 13  
Telefon (07 61) 7 40 11

### AUSSENSTELLE KARLSRUHE

(zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

#### Dienststellenleitung und sämtliche Abteilungen

7500 Karlsruhe · Karlstraße 47 · Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

### AUSSENSTELLE TÜBINGEN

(zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

#### Dienststellenleitung und

#### Abt. I (Bau- und Kunstdenkmalpflege)

7400 Tübingen-Bebenhausen · Hauptstraße 50  
Telefon (0 70 71) 6 20 11 und 6 20 12

#### Abt. II (Bodendenkmalpflege) und

#### Archäologie des Mittelalters

7400 Tübingen · Schloß/Fünfeckturm  
Telefon (0 70 71) 2 29 90

E 6594 FX

DENKMALPFLEGE  
IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes  
Baden-Württemberg  
7000 Stuttgart 1, Eugenstraße 3  
3/1975 4. Jahrgang Juli–September 1975

VERÖFFENTLICHUNGEN DES LANDESDENKMALAMTES

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

FORSCHUNGEN UND BERICHTÉ  
DER BAU- UND KUNSTDENKMAL-  
PFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG  
DEUTSCHER KUNSTVERLAG

Band 1

Peter Breitling · Hans Detlev Kammeier  
Gerhard Loch

*Tübingen  
Erhaltende  
Erneuerung eines Stadtkerns*

München/Berlin 1971

Band 2

Reinhard Lieske

*Protestantische Frömmigkeit  
im Spiegel der kirchlichen Kunst  
des Herzogtums Württemberg*

München/Berlin 1973

Band 3

*Stadtkern Rottweil  
Bewahrende Erneuerung  
von Struktur, Funktion und Gestalt*

München/Berlin 1973

Band 4

Heinz Althöfer · Rolf E. Straub  
Ernst Willemsen

*Beiträge zur Untersuchung  
und Konservierung mittelalterlicher  
Kunstwerke*

München/Berlin 1974

FORSCHUNGEN UND BERICHTÉ  
ZUR VOLKSKUNDE  
IN BADEN-WÜRTTEMBERG  
VERLAG MÜLLER & GRÄFF

Band 1. 1971–1973 [Sammelband]

Stuttgart 1973

FORSCHUNGEN UND BERICHTÉ  
DER ARCHÄOLOGIE DES MITTEL-  
ALTERS IN BADEN-WÜRTTEMBERG  
VERLAG MÜLLER & GRÄFF

Band 1

Günter P. Fehring

*Unterregenbach  
Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche*  
Band 1–3

Stuttgart 1972

Band 2

Antonin Hejna

*Das „Schlößle“ zu Hummertsried  
Ein Burgstall  
des 13. bis 17. Jahrhunderts*

Stuttgart 1974

FORSCHUNGEN UND BERICHTÉ  
ZUR VOR- U. FRÜHGESCHICHTE  
IN BADEN-WÜRTTEMBERG  
VERLAG MÜLLER & GRÄFF

Band 1

Rolf Dehn

*Die Urnenfelderkultur  
in Nordwürttemberg*

Stuttgart 1972

Band 2

Eduard M. Neuffer

*Der Reihengräberfriedhof  
von Donzdorf (Kreis Göppingen)*

Stuttgart 1972

Band 3

Robert Koch

*Das Erdwerk der Michelsberger Kultur  
auf dem Hetzenberg  
bei Heilbronn-Neckargartach*

Teil 2: Alix Irene Beyer

*Die Tierknochenfunde*

Stuttgart 1972

Band 4

Teil 1: Gustav Riek

*Das Paläolithikum der Brillenhöhle  
bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)*

Stuttgart 1973

Teil 2: Joachim Boessneck  
Angela von den Driesch

*Die jungpleistozänen Tierknochen-  
funde aus der Brillenhöhle*

Stuttgart 1973

Band 5

Hans Klumbach

*Der römische Skulpturenfund  
von Hausen an der Zaber  
(Kreis Heilbronn)*

Stuttgart 1973

FUNDBERICHTÉ  
AUS BADEN-WÜRTTEMBERG  
SCHWEIZERBART'SCHE  
VERLAGSBUCHHANDLUNG

Band 1, Stuttgart 1974